

Aufsätze und Bücher

1. Philosophische Gesamtdarstellungen. Erkenntnislehre und Metaphysik. Religions- und Kulturphilosophie.

Bocheński, I. M., Die zeitgenössischen Denkmethode (Sammlung Dalp, 304). kl. 8^o (151 S.) München 1954, Lehnen. 2.80 DM. — Das Büchlein ist ein didaktisches Meisterstück. Auf 140 Seiten mit solcher Klarheit und Genauigkeit und doch in allgemeinverständlicher Weise das Wesentliche über die so vielgestaltigen zeitgenössischen Denkmethode zu sagen, setzt eine ebenso ungewöhnliche Beherrschung des Stoffes wie didaktische Kunst voraus. Nicht nur der Anfänger, für den das Büchlein zunächst geschrieben ist, sondern auch der Fachmann wird dem Verf. dafür Dank wissen — denn es dürfte nur wenige geben, die eine so allseitige Kenntnis der Methoden haben wie der Verf. Die Einleitung legt zunächst die Terminologie, die angewandt werden soll, fest und klärt dann den Begriff der Methodologie und ihr Verhältnis zur Logik. Die folgenden Kapitel sind der phänomenologischen Methode, den semiotischen Methoden, der axiomatischen Methode und den „reduktiven“ Methoden gewidmet. Im einzelnen werden im Kapitel über die semiotischen Methoden der Sprachanalyse Begriffe wie syntaktische und semantische Beziehung des Wortes, formalisierte Sprache, Metasprache, Verifizierbarkeit u. a. erklärt. Im Kapitel über die axiomatische Methode kommen auch die mathematische Logik und die Methoden der Definition zur Sprache. Das letzte Kapitel legt zunächst den Begriff der reduktiven Methode dar; im Gegensatz zur Deduktion geht sie von Tatsachen aus und führt diese auf Voraussetzungen zurück, durch die sie erklärt werden. Die Induktion ist eine Sonderform der Reduktion. Im folgenden werden die Grundbegriffe der Wahrscheinlichkeitslehre und der Statistik behandelt. Die historische Methode, die den Abschluß bildet, wird mit Recht ebenfalls als eine Art der reduktiven Methode betrachtet, vielleicht aber doch zu wenig in ihrer besonderen Eigenart gewürdigt. Im Nachwort meint der Verf., eine zeitgenössische volle Philosophie solle auf keine der modernen Methoden verzichten. Man wird dem zustimmen mit der Einschränkung, daß die Methoden, je mehr sie das Denken technisieren, um so mehr untergeordnet bleiben müssen.

de Vries

Hartmann, N., Einführung in die Philosophie. 3. Aufl. 8^o (209 S.) Osnabrück 1954, Henckel. 4.80 DM. — Diese „Einführung“ ist eine von K. Auerbach bearbeitete und von H. selbst genehmigte Nachschrift einer Vorlesung im Sommer-Semester 1949 in Göttingen. Der 1. Teil (7—67) gibt eine Einführung in die philosophischen Probleme an Hand eines Überblicks über die Geschichte der abendländischen Philosophie bis Kant. Am schwächsten in diesem Überblick ist der Abschnitt über das Mittelalter, am besten und ausführlichsten der über Kant. Sehr gut ist der 2. Teil, der unter dem Titel „Einführung in das heutige philosophische Denken“ in fünf Abschnitten die Hauptpunkte der Philosophie H.s trefflich zusammenfaßt: 1. Erkenntnistheorie (67—107), 2. Die Stellung des Menschen in der Welt (107—120), 3. Vom Aufbau der realen Welt (120—144), 4. Ethik (144—183), 5. Ästhetik (183 bis 206). Neue Ergebnisse sind in einer solchen Einführung naturgemäß nicht zu erwarten, aber sie ist wertvoll als zuverlässige Zusammenfassung der Philosophie H.s.

de Vries

v. Varga, A., Einführung in die Erkenntnislehre. Die Grundrichtungen und die Grenzen der Erkenntnis der Wahrheit. 8^o (144 S.) München 1953, Reinhardt. 6.50 DM; geb. 8.40 DM. — Das überaus anregende Büchlein ist seinem Hauptinhalt nach eine Darlegung und kritische Beurteilung der wichtigsten erkenntnistheoretischen Richtungen. In lebendigem Ringen mit der Sachproblematik sucht der Verf. sowohl

das Berechtigte wie die Schwächen jeder dieser Richtungen herauszuarbeiten. Am meisten findet der Kritizismus Kants seinen Beifall. Aber auch ihm verschreibt sich der Verf. nicht einfach. Gelegentlich bemerkt er gegen ihn: „Der Geist . . . besteht nicht nur aus den Verstandesformen, welche er in die sinnliche Erfahrung hineinträgt; sondern (er) enthält auch geistige Inhalte, die ihm zusammen mit den sinnlichen Dingen mitgegeben sind und die er einfach empfängt“ (95). Die ganze Bedeutung dieses Einwandes ist dem Verf. anscheinend nicht zum Bewußtsein gekommen. Sein Hauptbedenken gegen die kritische Philosophie ist ein anderes: Sie vermag nicht begrifflich zu machen, wie die unveränderlichen Kategorien sich mit den veränderlichen Empfindungsinhalten verbinden, wie unser veränderliches Erkennen die reine, unveränderliche Geltung der Wahrheit erfassen kann. Dies scheint dem Verf. geradezu gegen das Identitätsprinzip zu verstoßen, obwohl es eine Tatsache ist. Nur die im Glauben ergriffene christliche Metaphysik, die das Mysterium bejaht, kann eine letzte Antwort geben. — Dieser Glaube erscheint beim Verf. allerdings als ein rational nicht zu rechtfertigender Sprung ins Dunkle. Er soll möglich machen, was zuvor als einsichtigerweise unmöglich behauptet worden ist. Die Frage ist hier unvermeidlich: Sind diese „Unmöglichkeiten“ wirklich bewiesen? Kann z. B. die recht verstandene Unveränderlichkeit der Wahrheit nur durch die Annahme von „reinen Geltungen“ begrifflich gemacht werden? Und verbietet das Identitätsprinzip wirklich, wie der Verf. meint (59), jede Veränderung? In diesen und ähnlichen Fragen, in denen der Verf. allzu starre Lösungen bringt, dürfte die scholastische Philosophie, der er mangelndes Problembewußtsein vorwirft (100), kritischer und schmiegsamer sein.

de Vries

Jacques, E., Introduction au problème de la connaissance (Bibl. Philos. de Louvain, 12). gr. 8^o (344 S.) Löwen 1953, Nauwelaerts. 180.— Fr. — Ein eigenartiges Buch; der Textteil (15—210) besteht buchstäblich zu 90 oder mehr Prozent aus Fragesätzen. Das Buch ist wirklich nur eine Einführung in die Problematik der Erkenntnis, ohne daß versucht wird, Lösungen herauszuarbeiten. Die Fragen, die das menschliche Erkenntnisleben aufwirft, werden nach allen Seiten hin entfaltet, im 1. Teil die Fragen der Psychologie der Erkenntnis, im 2. Teil die der Erkenntnis-kritik, im 3. Teil die der Logik, im 4. Teil die der Wissenschaftslehre. Der Verf. will durch seine logisch angeordneten Fragen die denkbaren Lösungsmöglichkeiten und ihre jeweiligen Folgerungen in möglichster Vollzähligkeit aufzeigen, und er tut es mit erstaunlicher Kenntnis der vielgestaltigen Problematik. Ergänzungsbedürftig ist vielleicht die Fragestellung betreffs der Erkenntnis der Prinzipien (99). Das naturgemäß etwas schematische Gerippe des Textes bekommt durch über 100 Seiten kleingedruckter Anmerkungen (211—327) mehr inhaltliche Füllung. Diese Anmerkungen erläutern die verschiedenen Auffassungen durch charakteristische Texte klassischer Autoren und zeitgenössischer, besonders französischer Psychologen und Philosophen. Man sieht so, daß die möglichen Standpunkte keineswegs vom Verf. nur a priori erdacht sind. — Als erste Einführung (initiation, 5) in die Probleme der Erkenntnislehre dürfte sich das Werk weniger eignen; der Anfänger würde durch die Überzahl der Probleme wohl eher verwirrt werden. Viel mehr dürfte das Werk für den Fachmann von Nutzen sein. Es kann ihn davor bewahren, bei der Behandlung erkenntnistheoretischer Fragen — wie es leider oft geschieht — wichtige Aspekte und mögliche Einwände zu übersehen.

de Vries

Bocheński, I. M., Grundriß der Logistik. 8^o (124 S.) Paderborn 1954, Schöningh. 9.60 DM. — Der deutsche Leser bekommt nun auch das Werk „Précis de logique mathématique“ von I. M. Bocheński in der Übersetzung, der neuen Bearbeitung und Erweiterung von A. Menne in die Hand. Dieses Lehrbuch hat vor so vielen anderen dieser Art, die fast nur auf den Mathematiker und Naturwissenschaftler zugeschnitten sind, den Vorteil, daß es auch für den Philosophen vor allem durch die guten metalogischen Erklärungen und die Anknüpfungen an die traditionelle Logik sehr nützlich und aufschlußreich ist. Daran ist M. nicht weniger als der Autor selbst beteiligt. Der wahre Ort der Logistik ist glücklich getroffen, wie im Verhältnis zur klassischen Logik, so auch zur Erkenntnistheorie und Metaphysik. Die Logistik wird unter die Wissenschaften eingereiht, und so verhält sie sich „ganz

neutral im Bezug auf die verschiedenen philosophischen Systeme“ (14). Die erkenntnistheoretischen und ontologischen Probleme der Logistik, von M. „Metalogik“ genannt, gehören dann zur philosophischen Wissenschaftslehre. Die Bemerkung vom Verhältnis zur Mathematik scheint uns etwas mißverständlich zu sein. Da auch die Mathematik in der Richtung der formalen Wissenschaften liegt, kann man wohl schwer sagen, daß es „in der Logistik selbst nichts spezifisch Mathematisches“ (13) gibt. Die Leistungsfähigkeit der Logistik ist auf die Analyse solchen Wissens beschränkt, das bereits in den Sätzen als Prinzipien formal ausgedrückt ist. Die Logistik ist nur das „Instrument der Analyse“ (14). Dies ist gut zu wissen, wenn man von der Bedeutung der Logistik für die Philosophie spricht. So bleibt man auch frei von einer Übertreibung oder Minderschätzung. — Die Auswahl des Stoffes ist für den Anfänger sehr geeignet. Es werden zunächst die wichtigsten logischen Begriffe metalogisch definiert und durch Beispiele erläutert. Dann wird der Aussagenkalkül ausführlicher, dagegen der Prädikaten-, Klassen- und Relationenkalkül etwas kürzer behandelt. Von den Sonderkalkülen werden nur die Grundlagen des Modalkalküls, der mehrwertigen Logik, der kombinatorischen Logik und der Syllogistik aufgewiesen. Kurze historische Anmerkungen am Ende jedes Paragraphen stellen den Zusammenhang mit der traditionellen Logik her, kurze bibliographische Hinweise regen zur Vertiefung an. Mehrere Verzeichnisse machen das Buch zugleich zu einem bequemen Nachschlagewerk für den Fortgeschrittenen. Sehr wertvoll sind auch die Ergänzungen von M.: die Einführung der Kontravalenz, eine Lösung des Antinomieproblems und eine neue Interpretation der Syllogismuskonkoren im Klassenkalkül, die größtenteils an die bisherige wissenschaftliche Arbeit M.s zurückgehen. Vgl. Schol 30 (1955) 122. — Das Buch stellt wohl die beste deutsche Einführung in die Logistik dar.

Richter

Dürr, K., Lehrbuch der Logistik (Lehrbücher u. Monographien aus dem Gebiete der exakten Wissenschaften, Reihe Grundlehren, Bd. 2). gr. 8^o (181 S.) Basel-Stuttgart 1954, Birkhäuser. 19.80 DM; geb. 22.90 DM. — D. bringt in seinem Lehrbuch die einzelnen Disziplinen, die zum Bestand der Logistik gehören, in einfacher Reihenfolge zur Darstellung. Als grundlegende Disziplin erscheint die klassische Aussagenlogik. Es folgt die Logik der Quantifikation. Daran schließt sich die Theorie der Identität an, die für die weitere Entwicklung des logistischen Systems von grundlegender Bedeutung ist. Die Lehre von den Kennzeichnungen, die hier ihre Stelle findet, steht in engem Zusammenhang mit der Theorie der Identität. Der Kalkül der Klassen und der Kalkül der zweistelligen Relationen sind zu einer höheren Einheit zusammengefaßt; sie gründen sich auf die Logik der Quantifikation und die Theorie der Identität und bilden den Abschluß des ganzen Systems. D. geht streng nach dem Schema Definition - These - Beweis voran. Alle Thesen sind im Anhang auf neun Tafeln zusammengestellt; auch ein Verzeichnis der Definitionen der technischen Ausdrücke ist beigefügt. Er verwendet nur die Symbolik von Lukasiewicz, die sich nach seiner Meinung in der Logistik durchsetzen wird. Wir meinen, daß ein allzu ängstliches Streben nach der Einheit der Symbolik den wissenschaftlichen Fortschritt hemmen könnte, denn keine Symbolsprache wird wohl die Vorteile aller anderen einschließen. Doch in einem Lehrbuch ist dieses Vorgehen am Platz. Den Zweck des Buches sieht D. darin, daß es als ein Instrument klaren Denkens dienen soll, die dem Studium der Wissenschaften obliegen. Wenn D. darin die einzige Aufgabe der Philosophie sieht und so die Philosophie mit der Logistik identifiziert (siehe Vorwort), so können wir diesen philosophischen Standpunkt nicht teilen. Er tritt jedoch im Buch sonst nicht in Erscheinung — wohl ein Zeichen dafür, daß das philosophische Problem im Grunde der Logistik vorausliegt. Das Buch bietet sicherlich eine gute Einführung in die Logistik.

Richter

Clark, J. T., S.J., *Conventional Logic and Modern Logic. A Prelude to Transition.* gr. 8^o (X u. 109 S.) Woodstock, Md. 1952, Woodstock College Press. 2.— Doll. — Der Verf. ist Schüler des bekannten Logikers W. V. Quine von der Harvard University. Dieser hat zu dem Buch ein Vorwort geschrieben, in dem er bedauert, daß der Unterschied von alter und neuer Logik vielfach immer noch übertrieben wird, und betont, daß der Positivismus keineswegs das Monopol der moder-

nen Logik habe. Der Verf. selbst zeigt an Hand von Texten, daß sich schon bei Aristoteles, bei den Stoikern, bei Boëthius, Petrus Hispanus, Albert dem Großen, Thomas und Ockham vieles von dem findet, was man als Errungenschaften der modernen Logik zu betrachten pflegt, und wie sich ihre Sätze ohne weiteres in die mathematische Symbolsprache übertragen lassen. Ob es freilich ein besonderer Ruhmestitel ist, daß schon Philon von Megara den Bedingungssatz als „materiale Implikation“ gedeutet hat (26 f.), darüber läßt sich streiten; uns scheint die vom Verf. als ungenau bezeichnete Formulierung des Petrus Hispanus (42), der diese Gleichsetzung klar ablehnt, den Sinn des Bedingungssatzes richtiger zu bestimmen. Sehr dankenswert ist die vom Verf. hinzugefügte ausführliche Bibliographie (61 bis 98), die außer den Titeln auch eine kurze Kennzeichnung der einzelnen Werke gibt.

de Vries

Cassirer, E., Substance and Function. Einstein's Theory of Relativity. Translation by W. C. Swabey and M. C. Swabey. gr. 8^o (XII u. 465 S.) New York 1953, Dover. 1.95 Doll.; geb. 3.25 Doll. — Klein F., Elementary Mathematics from an Advanced Standpoint. Vol. 1: Arithmetic, Algebra, Analysis; translated by E. R. Hedrick and C. A. Noble. gr. 8^o (IV u. 274 S.) New York 1953, Dover. 1.50 Doll.; geb. 3.25 Doll. — Man ist dem Dover-Verlag zu Dank verpflichtet, daß er diese Werke, die inzwischen schon beinahe „klassisch“ und in den Buchhandlungen entsprechend selten geworden sind, in einer verbilligten Ausgabe auch dem weniger bemittelten Käufer, vor allem dem Studenten, zugänglich macht. Zwei Schriften von Cassirer, die in einem Band erscheinen, haben den Text der Übersetzung von 1923, die (laut Vorwort) von C. selbst eingesehen und gebilligt wurde. C. hat es gut verstanden, die Entwicklung des mathematischen und physikalischen Denkens in ihrem Zusammenhang mit den zeitgenössischen Tendenzen der Philosophie aufzuzeigen. Seine Ausführungen über Abstraktion, Zahl, Raum, Zeit, Energie, Relativitätstheorie usw. haben noch heute an Bedeutung nichts verloren, wenn auch natürlich die mathematische Grundlagenforschung und die Entwicklung der Physik, vor allem der Quantenphysik, weiterschritten ist. C. hat diese Probleme vom Marburger Standpunkt aus durchgearbeitet; als einer der ersten hat er von der Erkenntnistheorie aus zur Relativitätstheorie Stellung genommen. Er blieb dem Idealismus seiner Schule treu, die Kategorien „objektiv“ und „wirklich“ haben bei ihm den realistischen Sinn verloren. Doch man wird auch heute an das Erkenntnisproblem der Naturphilosophie nicht herantreten können, ohne die Gedanken C.s zu berücksichtigen. Diese müssen eher im Sinne der transzendentalen Methode weiter fortgesetzt als abgelehnt werden. Nur so kann der idealistische Standpunkt C.s und mancher Vertreter des logischen Formalismus überwunden werden. — F. Kleins Elementare Mathematik (die vorliegende Übersetzung bringt den Text der 3. deutschen Ausgabe von 1924) ist als Lehrbuch für den Studenten, der in die Mathematik tiefer eindringen will, ebenfalls auch heute noch nicht überholt. Der arithmetische Teil behandelt die Erweiterung des Zahlensystems, der algebraische die Gleichungen, auch im Bereich der komplexen Größen, und der analytische die logarithmischen, exponentiellen und trigonometrischen Funktionen mit den Grundlagen der Infinitesimalrechnung. Im Anhang werden neben der Transzendenz der Zahlen e und π auch die Grundbegriffe der Mengenlehre behandelt. K.s Darlegung gibt einen tiefen Blick in die Grundlagen und Zusammenhänge der einzelnen Zweige der Mathematik, und trotz der großen Fortschritte der letzten Jahrzehnte auf diesem Gebiet bleibt der pädagogische Wert dieses Buches bestehen.

Richter

Weise, K. H., Vom mathematischen Denken (Veröffentlichungen der schleswig-holsteinischen Universitätsgesellschaft, Neue Folge, 2). 8^o (30 S.) Kiel 1953, Hirt. 1.20 DM. — Diese Rede anlässlich der Rektoratsübergabe führt den mathematischen Laien in feinsinniger und lebendiger Weise in das Wesen modernen mathematischen Denkens ein. Moderne Mathematik wird vor allem als „Studium von Verknüpfungen“ aufgefaßt; darum wird besonders die axiomatische Methode z. B. in der Geometrie und die Gruppentheorie herausgestellt, daneben aber auch das „Studium des Unendlichen“ in Infinitesimalrechnung und Mengenlehre nicht vergessen. Der Versuch der Abgrenzung gegenüber dem Konventionalismus (16) und

Unterscheidung von Mathematik und Logik (21) wirkt allerdings nicht ganz überzeugend; das Anwendungsproblem wird am Beispiel der Geometrie im empiristischen Sinn behandelt.

Büchel

Knauss, G., *Gegenstand und Umgreifendes* (Philosophische Forschungen, hrsg. v. K. Jaspers. Neue Folge, 3). gr. 8^o (124 S.) Basel 1954, Verlag f. Recht u. Gesellschaft. 13.60 Sfr. (Auslieferungsstelle für Deutschland: Hess, Stuttgart). — Ausgehend vom Paradoxienproblem in der modernen mathematischen Logik, entwickelt der Verf. an drei Einzelfragen die Forderung, „gegenständliches“ Sein zu transzendieren in „philosophisch-umgreifende Horizonte“, auf „hinter den partikularen Gegenständen sichtbar werdendes Sein“. Dieser Überschrift vom Gegenständlichen zum Ungegenständlich-Umgreifenden versteht sich bewußt als Variation der philosophischen Grundoperation von K. Jaspers, nämlich als Transzendieren über die Subjekt-Objekt-Spannung und -spaltung hinaus ins „Umgreifende“, das in dieser Spaltung sich ankündigt und erhellt. Die drei Einzelfragen sind das Kopulaproblem, das Richard-Berry-Paradox und der Gödelsche Satz. Sie führen in rein logische Problematik, die des Urteils, der Diskursivität des Denkens und des Satzes vom Nichtwiderspruch in seiner Beziehung auf Gegenstand überhaupt. In diesen Zusammenhängen stellt sich notwendig die Frage nach dem Verhältnis von Logik und Sprache und nach der Möglichkeit einer nicht mehr formalisierbaren Logik. Was der Verf. nun zu den einzelnen Themen beibringt, ist für Logik und Ontologie von hohem Interesse. Schon die Behandlung des Sinnes des „Satzes“ legt den Ton auf den „Seinsbezug“, der sich in der Kopula ausdrückt, so zwar, daß der Seinsbegriff „offen“ und umgreifend bleibt. Das Richard-Berry-Paradox erweist, daß eine für den Begriff notwendige Anschauung nicht der Inhalt des Begriffs selbst ist, dieser daher die Anschauung zu transzendieren vermag. Der Gödelsche Satz, der die Unvollendbarkeit der Formalisierung in einem bestimmten logischen System behauptet, beweist den Bezug aller Formalisierung und Aussagenlogik auf das logische Bewußtsein überhaupt, das als solches nicht formalisierbar ist, sondern apriorisch selbst-evident. Aussageweisen, die auf jeweils bestimmte Gegenstände gehen, können nur dann letztlich als „wahr“ qualifiziert werden, wenn ein ungegenständlich-umgreifendes Bewußtsein das Ganze der Gegenständlichkeit als solches zu befragen weiß, da es innerhalb eines (wissenschaftlich, hier axiomatisiert und formalisiert genommenen) Gegenstandsbereiches nur „Richtigkeit“ gibt. Wahrheit und auch Richtigkeit fundieren sich im Widerspruchssatz, dessen Leugnung Aufhebung von Gegenständlichkeit bedeutet; durch den Widerspruch aber werde gerade u. U. Ungegenständliches „adäquat angedeutet“, wenn andere logische Grenzphänomene hinzukommen (44). Aus der Diskussion der mengentheoretischen Paradoxien will der Verf. erheben, daß alles formale Denken überstiegen werden müsse in eine „Dialektik“ des „Universalien“, d. h. des alle Gegenstände, denen als solchen die formale Logik zugeordnet sei, Umgreifenden; das „Ganze“ als solches sei kein „Gegenstand“ mehr. Der Begriff der „Universalien“ ist und bleibt eigenwillig. Sie bedeuten wohl das „Sein“ im Gegensatz zu den kategorial zu fassenden „Seienden“, deshalb sind sie selbst un- und überkategorial, „Seinshintergrund“ (69) jeweils typischer Gegenstandsformen. Was dann zur Frage nach „Möglichkeit und Sinn der Dialektik“ erarbeitet wird, will sich von den vielen anderen Versuchen einer systematischen Lehre von der Dialektik dadurch unterscheiden, daß sie als Weise, „die Wahrheit im Ganzen zu denken“ (77), mit eigenem Sinn von Wahrheit und mit der Funktion einer Aufhebung des „analytisch strukturierten Bewußtseins“ an der „Grenze seiner Möglichkeiten“ (81) erscheint. Ein solches Verständnis von Dialektik hält sich freilich immer noch im Rahmen des Hegelschen Begriffs, was der Verf. nicht recht sieht. — Ein Aufsatz des Verfassers in *Studium generale* 7 (1954) 79–85 (wo sein Name übrigens zweimal „Knaus“ geschrieben wird) behandelt einiges vom Vorstehenden unter anderer Sicht (Kritik des Positivismus) und macht deutlich, daß es ihm um eine Art Wiedergewinnung der Metaphysik geht — freilich unter Voraussetzungen, die eine echte allgemeine Realontologie unmöglich machen dürften; die Anlehnung an die Terminologie von Jaspers, der eine allgemeine Ontologie bekanntlich ablehnt, bestätigt das. Aber wenn auch manche Hinweise zur Überwindung des rein gegenständlichen Denkens wertvoll sind, so scheinen doch die Sinngehalte

„das Ganze, Umfassende aller Gegenstände“ und „das dieses Ganze der Gegenstände Transzendierende“ ineinanderzufließen. Allein dem philosophischen Denken ist es nicht nur um Erhellungen zu tun, die das Ganze der Welt als solches irgendwie ungegenständlich betreffen, sondern um mögliche Überschreitungen dieses Ganzen selbst.

Görlingmann

De Tollenaere, M., S. J., Een Philosophie van de Tijd. De functie van het subject in de tijdsstructuur volgens het hedendaags Thomisme. gr. 8^o (XXII u. 218 S.) Löwen 1952, Nauwelaerts. 160.— Fr. — Der Verf. will die Zeitauffassung der heutigen Scholastik mit der des Aristoteles und des hl. Thomas vergleichen. Im 1. Teil betrachtet er die Zeit als Quantität, im 2. Teil das Zeiterlebnis im „Jetzt“; in beiden Teilen kommen zuerst die Quellen, dann die Auffassungen der heutigen Scholastik zur Sprache. Grundlegend ist die Interpretation der aristotelischen Zeitdefinition im 1. Teil. Die Bezeichnung „Zahl“ hat Aristoteles wohl von Platon übernommen (15); er denkt dabei aber nicht an die diskrete Zahl, sondern an eine kontinuierliche Größe. Wenn die Größe der Bewegung näher bestimmt wird als „secundum prius et posterius“, so bezeichnet das bei Aristoteles zunächst nicht die nicht-umkehrbare Ordnung der Zeit, sondern eher Punkte auf einer Linie (10), also etwas Räumliches; denn an einer in der Ortsbewegung durchlaufenen Strecke messen wir die Zeit. Die Zeit als Zahl oder Maß der Bewegung ist nicht etwas Reales, sondern Konstruktion des menschlichen Verstandes. Darum ist die Zeit, die eine einzige ist, nicht mit irgendeiner besonderen Bewegung gleichzusetzen, auch nicht mit der Himmelsbewegung (24); diese ist vielmehr wegen ihrer Gleichförmigkeit nur ein besonders geeigneter Maßstab. Thomas hält im wesentlichen an dieser Auffassung fest. Im Unterschied zu Aristoteles leitet er aber die Einheit der Zeit davon ab, daß die Himmelsbewegung Ursache aller anderen Bewegungen ist (63). Dadurch kommt in die Zeitlehre des hl. Thomas eine gewisse Zweideutigkeit hinein. Er scheint gelegentlich die Zeit, wie Averroës, mit der Himmelsbewegung gleichzusetzen und nennt sie deshalb eine „res naturae“. Es ist allerdings zu beachten, daß auch die Ortsbewegung als ein Ganzes nur in unserer Auffassung besteht (85). Die weitere Entwicklung ist besonders durch die zu Unrecht Thomas zugeschriebene Schrift *De tempore* und durch Suarez bestimmt. Für Suarez ist die Zeit *duratio successiva*, die in den Bewegungen der Körper wirklich besteht. Darum hat jedes Ding seine eigene Zeit — eine Auffassung, die an die Relativitätstheorie erinnert (73). Die Theorien der heutigen Scholastiker, selbst die der Thomisten, sind viel mehr von Suarez als von Aristoteles und Thomas bestimmt. Für die Einheit der Zeit findet man allerdings keine andere Begründung als die allgemeine Auffassung der Menschen (90) oder die unbeweisbare Annahme eines absoluten Bezugssystems (98), das Hoenen im *Weltäther* sieht (105). Hoenen verteidigt deshalb auch gegen die Relativitätstheorie das Bestehen einer absoluten Gleichzeitigkeit. Die Nichtumkehrbarkeit der Zeit, meint der Verf., lasse sich nur begründen, wenn die Bewegung nicht als gleichförmige Ortsbewegung, sondern als Übergang aus der Potenz in den Akt betrachtet werde (127). Im 2. Teil behandelt der Verf. das „Jetzt“ des inneren Erlebens nach Aristoteles, Augustinus, Albert dem Großen und Thomas. Dieses Jetzt kann nicht als Zeitpunkt aufgefaßt werden; wesentlich für es ist das bleibende Bestehen der geistigen Substanz. Nur in diesem Jetzt haben Vergangenheit und Zukunft ein (intentionales) Sein und werden zur Einheit der Zeit zusammengefaßt, nach der klassischen Formulierung Augustins: „*Praesens de praeteritis memoria, praesens de praesentibus contuitus, praesens de futuris expectatio*“ (*Confessiones* 9, 26). So ist ihm die Zeit „*distentio animi*“ (ebd. 9, 33). Diese Auffassung stimmt mit Aristoteles und Thomas überein; auch Thomas sagt: „*Si non esset anima, non esset tempus*“ (In 1 Sent. d. 19 q. 2 a. 1). Albert dagegen meint, der „*numerus formalis*“ der Zeit bestehe unabhängig von unserem Denken (160). In der heutigen Scholastik hat die aristotelisch-augustinische Auffassung der Zeit, außer etwa bei Maréchal und Marc, wenig Nachfolge gefunden. Und doch, meint der Verf. zum Schluß, würde man so viel leichter zu einer Begegnung mit der modernen Naturwissenschaft, insbesondere mit der Relativitätstheorie, kommen. — Die scharfsinnigen Interpretationen und Reflexionen des Verf. sollten zum Ausgangspunkt weiterer Erörterungen genommen werden. Neben der Textanalyse sollte allerdings u. E. die Phänomeno-

logie der Zeit noch mehr zur Geltung kommen. Insbesondere verdient die Rolle der Sinnlichkeit beim Zustandekommen der Zeitvorstellung mehr Beachtung. In diesem Zusammenhang sei es gestattet, auf die vom Verf. nicht berücksichtigten Ausführungen von C. Frank in seiner *Philosophia naturalis* (²1949, 38—47) hinzuweisen.

de Vries

Van der Meulen, H., C.S.Sp., *Adagium Appetitus naturalis non potest esse frustra in doctrina Sancti Thomae*. gr. 8^o (55 S.) Gemert (N.-Br., Holland) 1953, *Scholasticus maior Congregationis Sancti Spiritus*. — Dieser Teildruck einer Dissertation der Gregoriana behandelt den Sinn und die Begründung des im Titel genannten Grundsatzes bei Thomas. Das 1. Kap. legt die thomistischen Gedanken über das Zielstreben der (Einzel-)Naturen und die harmonische Ordnung des Weltalls dar, das 2. Kap. zunächst den Sinn der Ausdrücke „*appetitus naturalis*“ und „*frustra*“, dann die Erreichbarkeit des Zieles als den eigentlichen Inhalt des untersuchten Satzes, schließlich dessen Begründung. Ein ausführliches Literaturverzeichnis über den Grundsatz selbst und seine Anwendungen auf das natürliche und übernatürliche Ziel des Menschen (43—53) bildet den Abschluß. Die Arbeit ist wertvoll wegen der reichhaltigen Zusammenstellung und im ganzen glücklichen Auswertung der einschlägigen Texte. Im einzelnen kann man anderer Ansicht sein, z. B. was das Verhältnis von *appetitus naturalis* und *appetitus elicited* angeht (29). Gewiß schließt der letztere den ersteren ein; aber daraus folgt nicht, daß das Naturstreben im Menschen nie ohne das bewußte Streben ist; die Hinordnung der Natur auf ihr Ziel, die das Naturstreben (wenigstens „in actu primo“) ausmacht, geht auch im Menschen allem bewußten Streben voraus. Vor allem aber befriedigt uns der Versuch des Verf., den Satz der Zielsicherheit unabhängig vom Gottesgedanken zu begründen, nicht. Der Verf. gibt selbst zu, daß der Satz „*Natura non agit frustra*“ oft nur die Notwendigkeit eines Zielstrebens besagt (32); so dürften wohl auch die sehr kurzen Texte zu verstehen sein, die der Verf. S. 39 aus Thomas zusammenstellt; tatsächlich machen sie keinen Versuch, die Erreichbarkeit des Zieles zu begründen. Soweit es sich um die Naturbetrachtung im Anschluß an Aristoteles handelt, dürfte die Erreichbarkeit des Zieles auch für Thomas durch Induktion aus der Erfahrung feststehen; das wiederholte „*inveniuntur*“ in den Texten weist darauf hin. Diese Begründung ist aber für die Erreichung des jenseitigen Zieles des Menschen nicht anwendbar. Sollte nicht auch hier gelten, was der Verf. selbst sagt: *consequentiam hanc potius ex integritate totius Universi quam ex sola finalitate naturae singularis deduci posse* (13), *integritatem vero Universi S. Thomas... magis cum essentia Dei connectit* (19)? Vgl. darüber unsere Darlegungen in *Schol* 9 (1935) 481—507 und 10 (1936) 52—81.

de Vries

The Socratic (Contemporary Philosophy and Christian Faith, 5). 8^o (64 S.) Oxford 1952, Blackwell. 4.— Sh. — Das kleine, aber inhaltsreiche Heftchen enthält eine Diskussion zwischen Christen und Agnostikern über die Frage, ob unsere Aussagen über Gott einen Sinn und eine Bedeutung haben und welcher Art gegebenenfalls dieser Sinn ist. B. Mitchell (Modern Philosophy and Theology) betont, daß die Zeit des integralen logischen Positivismus vorüber ist, daß aber die Frage nach dem logischen Status der theologischen Aussagen von der (analytischen) Philosophie um so dringlicher gestellt wird. Insbesondere handelt es sich um die Frage, unter welchen Bedingungen eine theologische Aussage als falsch erwiesen werden kann (J. M. Crombie: *Theology and Falsification*); denn ohne diese Möglichkeit verliere der Unterschied von wahr und falsch seinen Sinn. Diese Forderung vergißt jedoch, daß es Sätze gibt, die nach ihrem besonderen Inhalt, also nicht bloß als Sätze, so beschaffen sind, daß sie nicht falsch sein können, obwohl uns dies nicht der Aufgabe enthebt, dies nachzuweisen. G. Midgley (Some remarks on Analysis, Personality and Religion) weist darauf hin, daß die analytische Philosophie eine unmittlere Folge dessen ist, daß die Naturwissenschaft als der Grundtyp der Erkenntnis überhaupt aufgefaßt wird. Darum steht zwar nicht die Wissenschaft selbst, wohl aber die herrschende wissenschaftliche Geisteshaltung im Widerspruch zur religiösen Haltung. Der logische Gebrauch der Sprache hat es nur mit einem Kalkül von Symbolen zu tun, dessen Hauptzweck die Sachbeherrschung ist, die Sprache als Ausdruck aber

mit der Kontaktnahme zwischen Personen und mit dem, was wirklich ist; nur sie kommt im religiösen Bereich zur Verwendung; systematische Logik und Metaphysik haben dort nichts zu suchen. *A. Farrer* (*A Theologian's Point of View*) gibt in einem allegorischen Gespräch seiner agnostischen Überzeugung Ausdruck. Gott komme jedoch unserem Unvermögen zu Hilfe, indem er in der Offenbarung unsere menschliche Sprache spreche, die durch historische Einfühlung verständlich werde. Nach *H. H. Price* (*Is Theism important?*) liegt allem Glauben im eigentlichen Sinn, aber auch allem religiösen Suchen nach Gottesbeweisen immer schon eine bei allen Menschen vorhandene, aber sehr unbestimmte, unmittelbare Kenntnis des Göttlichen zugrunde, die aber erst durch Denken oder das Zeugnis anderer eine bestimmte Gestalt gewinne. Wie mir scheint, ist er damit einem wahren Sachverhalt nahegekommen, den wir in der scholastischen Philosophie genauer durch das dem Verstande unmittelbar, wenn auch dunkel bewußte Naturstreben des Geistes auf das Unendliche umschreiben können. *C. S. Lewis' Antwort* (Reply) bringt wertvolle Unterscheidungen und Präzisierungen zu den Ausführungen von Price. — Im ganzen hat man, Lewis ausgenommen, jedoch den Eindruck, daß die Theologen in dieser Diskussion von vorneherein auf die empiristische Voraussetzung der analytischen Philosophie eingehen, wengleich die empirische Verifikation auch in höheren Bereichen gesucht wird. Damit ist die Partie von Anfang an verloren. — Die These *J. Murdoch's* (*The existentialist Political Myth*), nach der der Existentialismus der philosophische Ausdruck der politischen Ratlosigkeit zwischen Kapitalismus und Marxismus ist, steht zwar nicht in direktem Zusammenhang mit dem vorigen Thema, gründet jedoch in ihrer Ausweglosigkeit in demselben Unvermögen, zu einer apriorischen Wesenserkenntnis des Menschen und seiner sozialen Verfassung zu gelangen.

Brugger

Kerygma und Mythos. 3. Band. Das Gespräch mit der Philosophie (Theologische Forschung, 5. Hrsg. *H. W. Bartsch*). gr. 8^o (101 S.) Hamburg-Volksdorf 1954, Evangelischer Verlag. 6.— DM. — Daß ein Philosoph wie *K. Jaspers* in die theologische Debatte um die „Entmythologisierung“ eingreift, bestätigt wieder einmal die Tatsache, wie sehr theologische Aussagen an ein philosophisches Vorverständnis gewisser Begriffe verwiesen sind, sei dieses nun aristotelisch oder augustinisch oder gar existenzphilosophisch. Der ausführliche Vortrag von *J. „Wahrheit und Unheil der Bultmannschen Entmythologisierung“* (zuerst veröffentlicht in *Schweiz. Theol. Umschau* 23 [1953] 74—106) beschäftigt sich zunächst mit der geistigen Situation, aus der Bultmanns Kritik entspringt, und nennt dessen zwei Voraussetzungen, nämlich das Festhalten am Begriff eines modernen, wissenschaftlichen „Weltbildes“ und an dem einer „wissenschaftlichen“ Philosophie, fragwürdig und „brüchig“: es liege eine Verwechslung echter Wissenschaft mit ihrer Verabsolutierung zu Wissenschaftsabsolutismus vor, ferner die ungerechtfertigte Behauptung, in Heideggers Existenzialontologie den Schlüssel zu wissenschaftlichem Philosophieren und weiterhin zur begrifflichen Auslegung des biblischen Wortes in Händen zu haben. Darauf verbreitet sich *J.* über die Aufgabe der Philosophie als „transzendentaler Erhellung“ der Weisen des umgreifenden Seins, wie er sie versteht. Das führt ihn dazu, den „Mythos“ als Weise der geistigen Begegnung mit der Transzendenz Bultmann gegenüber in Schutz zu nehmen: „Entmythologisierung, das würde bedeuten, ein Grundvermögen der Vernunft zum Erlöschen zu bringen“ (19). Dem Abfall freilich von mythischer Chiffresprache in die Annahme leibhafter, dinglicher Realitäten sei immer wieder entgegenzuwirken. Das Mythische müsse also rein zurückgewonnen werden. Die folgenden Erörterungen der methodischen Begriffe „Erklären“ und „Verstehen“ berühren das Grundanliegen Bultmanns, legen sie aber schon stark auf Jaspers' eigene Philosophie fest. Daher die Kritik an Bultmann, er schwanke hin und her zwischen philologischer Exegese und theologischer Glaubensaneignung (27), er scheine Glaubensverstehen als wissenschaftliche Exegese aufzufassen, er begünstige eine Verbindung von „Aufklärung mit Orthodoxie“ (32). Gegen letztere wendet sich *J.* mit aller Schärfe, weil sie eine bestimmte, konkrete Weise der Vergewisserung Gottes verabsolutiere und „vergegenständliche“, während „Liberalität“, die *J.* für sich in Anspruch nimmt, „ohne Garantie eines von außen Wahrnehmbaren oder Überlieferten... nur durch Freiheit und auf keinem anderen Wege erfährt“, wie

der Mensch „sich in ihr, aber nicht durch sie von der Transzendenz geschenkt wird“ (33). Von hier aus muß eine Abwehr des orthodoxen Offenbarungsgedankens erfolgen, denn Liberalität wolle sich nicht einengen lassen „durch die fixierte Endgültigkeit eines Offenbarungsinhaltes“ (37). Dabei wird für J. wichtig, daß die Frage, woran Gottes Offenbarung zu erkennen sein solle, sich nicht entscheiden lasse, weil Offenbarung immer nur in weltlicher, menschlicher Gestalt und Sprache auftritt. — Was hier aus J.s Vortrag herausgehoben wurde, findet in der sich anschließenden Antwort R. Bultmanns eine gewisse Entsprechung: „Zur Frage der Entmythologisierung. Antwort an Karl Jaspers“ (zuerst veröffentlicht in Theol. Zeitschrift 10 [1954] 81—95). Warum solle man nicht von Heidegger lernen und einen philosophischen Begriffsapparat übernehmen, wenn man meint, damit die Sinngehalte der Bibel aufschließen zu können? Diskutabel bleiben philosophische Voraussetzungen immer, und man möchte B. recht geben, wenn er J.' Verdikt gegen das Begriffspaar „existenzial-existentiell“ u. a. zu sehr als „ex cathedra“ gesprochen empfindet. Er betont sein hermeneutisches Anliegen, demzufolge er in der Bibel seiner Meinung nach sich findenden „Mythologien hinsichtlich des in ihnen sich aussprechenden Existenzverständnisses“ (52) interpretieren will. Die Frage nach Kriterien der Offenbarung sei jedoch absurd, und „die Niederschlagung der Frage nach Kriterien gehört zu dem Anstoß, den die Offenbarung wesenhaft bietet. Als ob sich Gott vor dem Menschen rechtfertigen müßte!“ (56) — In der Antwort darauf, die nicht hier, sondern in „Die Frage der Entmythologisierung“ (München 1954) abgedruckt ist, wehrt sich Jaspers mit Recht gegen die Vereinfachung des Problems der Glaubensbegründung. Es gehört nach ihm zu den unabdingbaren Forderungen der philosophierenden Vernunft, die Verkünder und Träger von „Offenbarung“ auf ihr „Kreditiv“ hin zu befragen. Andererseits behauptet J. immer wieder, Gott werde *nur* „in der Freiheit“, *nur* als der verborgene, *nur* in der Chiffresprache der Weltwirklichkeit erhellt und erfahren — faktisch setzt er damit der Gottheit durch seine Philosophie die engsten Grenzen, während Bultmann ausdrücklich sagt, Philosophie sei nie imstande, die konkreten Möglichkeiten des Existenzverständnisses festzulegen, der Glaube eröffne da eine neue, die eigentliche Chance. Aber beide, Jaspers und Bultmann, lehnen Wunder ab, sind also doch in einer Art unkritischen Wissenschafts- aberglaubens befangen. — Das philosophische Interesse an diesem Gespräch ist damit nicht erschöpft; die Tatsache, daß Fragen wie die nach Geschichte und Geschichtlichkeit, Gegenstand, Vergegenständlichung und Ungegenständlichkeit u. a. auf Schritt und Tritt hineinspielen, läßt durchblicken, wie kompliziert heute der begriffliche Zusammenhang zwischen Philosophie und Glaubensbegründung geworden ist. — Die noch folgenden Aufsätze sind philosophisch nicht mehr ergiebig, bis auf den von K. Reidemeister, der aber in seine Schrift „Die Unsachlichkeit der Existenzphilosophie“ aufgenommen ist (vgl. die folgende Besprechung in diesem Heft).

Ogiermann

Reidemeister, K., Die Unsachlichkeit der Existenzphilosophie. Vier kritische Aufsätze. gr. 8^o (40 S.) Berlin-Göttingen-Heidelberg 1954, Springer. 4.80 DM. — Unter Existenzphilosophie versteht der Verf. hauptsächlich die Existenzontologie Heideggers, nur nebenher erscheint auch Jaspers' „Periechontologie“. Letztlich leitet ihn aber ein theologisches Anliegen, das besonders im 1. Aufsatz über den Ursprung der Theologie Bultmanns zur Sprache kommt, aber auch im 4., der von einem angeblich allein echten Verständnis dessen ausgeht, was „Glaube“ heißen könnte. Die Bemerkungen zu Bultmann arbeiten heraus, daß dessen Theologie nicht in einer zeitbedingten rationalistischen Wissenschaftstheorie begründet sei, sondern aus dem Problem der Hermeneutik entspringe, wie es von Dilthey gesehen und von der modernen Geisteswissenschaft vertieft wurde. Wenn R. sich gegen die Festlegung auf die Termini „existenzial-existentiell“ wendet, so darf er bei vielen auf Zustimmung rechnen; doch es entsteht der Eindruck, diese Begriffe seien nicht in ihrem von Heidegger gemeinten Sinne durchschaut. Einen ähnlichen Eindruck gewinnt man bei der Darstellung und Kritik der Heideggerschen „Wesensrede“, die am Beispiel der Analyse des „Dinges“ vorgeführt wird. So befreiend es wirkt, wenn einer jene fast mythologischen Spekulationen Heideggers parodiert, so wenig beantwortet das die Frage, ob Heideggers „andenkendes Denken“ nicht etwa doch

eine ernst zu nehmende Quelle besitze; hier hätte wohl auf seine Theorie der „Sprache“, aus der er „ursprünglich“ zu „denken“ vorgibt, eingegangen werden müssen (vgl. das Nachwort zu „Was ist Metaphysik?“, den „Brief über den Humanismus“ und neustens: „Einführung in die Metaphysik“ [1953] 39 131, sowie „Vorträge und Aufsätze“ [1954] 189f.). Was der Verf. zum Gegensatz zwischen Positivismus und Existenzphilosophie zu sagen weiß (dieser Gegensatz erscheint ihm als der für die heutige Philosophie charakteristische), verdient trotz vieler schwerverständlicher Formulierungen und einem gewissen Manierismus des Stils Beachtung. Gut kommt heraus, daß der moderne Positivismus eine Kritik am Kantischen Apriori und dem Apriorismus überhaupt einschließt und daß jenes Apriori, das im „ungegenständlichen“ Denken der Existenzphilosophie liegt, einer Rechtfertigung bedarf; diese sei bisher nicht erbracht worden, und insofern glaubt der Verf. von ihrer „Unsachlichkeit“ reden zu müssen — obzwar sowohl Heidegger wie Jaspers entgegenwürden, sie hätten des langen und breiten, in direkter und indirekter Kommunikation, entfaltet, wie der Philosophierende zum Denken oder gar zur (denkenden) „Erfahrung“ des Seins selbst oder des „Umgreifenden“ gelangen könne.

Ogiermann

Bollnow, O. F., Deutsche Existenzphilosophie (Bibliographische Einführungen in das Studium der Philos., hrsg. v. I. M. Bocheński, 23), gr. 8^o (40 S.) Bern 1953, Francke. 3.40 DM. — Das Heft ist, nicht zuletzt durch die ausgezeichnete Einleitung (3—15), ein vorzügliches Hilfsmittel für das Studium der deutschen Existenzphilosophie geworden. Der Verf. unterscheidet zwei Phasen in dieser Philosophie; die erste, grundlegende, ist vor allem durch Heideggers „Sein und Zeit“ und Jaspers' „Existenzhellung“ gekennzeichnet; hierher gehört auch H. Lipps, der 1941 in Rußland gefallen ist; die zweite Phase setzt nach dem letzten Krieg ein, bringt die weitere Entwicklung bei Jaspers und namentlich bei Heidegger und in wachsendem Maß die Arbeiten der unmittelbaren Schüler beider, durch die die Ansätze der Meister auf die verschiedenen Gebiete der Philosophie und der Wissenschaften angewandt werden. Daneben zählt die Bibliographie auch Arbeiten „verwandter Denker“, christlicher wie nicht-christlicher, und in Auswahl auch kritische Auseinandersetzungen auf; unter den letzteren vermißt man unter dem Titel „Kritik vom Christentum her“ (34f.) das Buch von A. Delp: Tragische Existenz (1935), das die erste zusammenfassende Darstellung und Kritik von katholischer Seite brachte.

de Vries

2. Geschichte der älteren und neueren Philosophie

Antike und Abendland. Bd. 4. (Beiträge zum Verständnis der Griechen und Römer und ihres Nachlebens. Hrsg. von B. Snell und Ul. Fleischer. gr. 8^o (234 S.; 14 Abbildungen u. 2 Karten im Text sowie 27 Abbildungen auf Kunstdruck). Hamburg 1954, Schröder. 16.— DM., geb. 18.— DM. — Die Schriftenreihe „Antike und Abendland“ verfolgt ein doppeltes Ziel, das einem dringenden Zeitbedürfnis entspricht. Zunächst will sie dem tieferen Verstehen der Antike selber dienen, das vor allem durch Fragen angeregt wird, welche auf Grund zeitnaher Erfahrungen bedeutsam erscheinen. Gleichzeitig soll die eigenartige formende Kraft antiken Geistesgutes erkannt werden, wie jene lebendige geistige Überlieferung bezeugt, die Antike und Gegenwart verbindet. Vorliegender 4. Bd. mit seinen verschiedenen Beiträgen zeigt nicht allein die Vielfalt von Aspekten, welche das Thema Antike und Abendland birgt, sondern erfüllt obengenannte Zielsetzung in hervorragender Weise. Für das Verständnis des Verhältnisses von griechischer und lateinischer Geisteswelt wie vor allem für die Frage, wo das wissenschaftliche Forschen nach den Grundlagen abendländischen Geistes ansetzen muß, ist der wahre Hinweis von K. Latte im Vergilaufsatz (155—169) von Wichtigkeit, daß „es ein Eigenrecht rein geistiger Tätigkeit für Römer nie gegeben hatte“ (156. Den Lateinern gegenüber besitzen die Griechen den Vorrang der Originalität. — Durch eine kurze Inhaltsangabe möge ein Bild des Dargebotenen vermittelt werden: Die Aufsätze von F. Brommer (Kopf über Kopf, 42—44) und L. Curtius (Ringergruppe aus Ostia, 187

bis 190) sind in gleicher Weise kunstgeschichtliche wie anthropologische Betrachtungen aus griechischer bzw. hellenistischer Welt. *Fr. Mehmel* (Homer und die Griechen, 16—41) untersucht die Frage, wie die großen Persönlichkeiten griechischer Geistesgeschichte (z. B. Hesiod, Heraklit, Xenophanes, Herodot, Thukydides, Platon usf.) über Homer urteilten. Dem Problem politischer Psychologie schenkt *K. v. Fritz* (Die politische Tendenz in Theopomps Geschichtsschreibung, 45—64) seine Aufmerksamkeit. Über die Verlebendigung und das Nachwirken Alexanders als Gegenstand politischer Ideologie unterrichtet *A. Heuss* (Alexander der Große und die politische Ideologie des Altertums, 65—104). Eine Fülle anregender Fragen enthält der Vergilaufsatz (155—169) von *K. Latte*; so macht z. B. ein Vergleich mit Homer, dem Vorbilde Vergils, die Wandlung des Lebensgefühls sichtbar, die in Beziehung zur zeitgenössischen Philosophie steht. Im Gegensatz zur Realität des Lebens befindet sich die Poesie; das Absetzen vom Alltag und der Verlust der Unmittelbarkeit zeigt sich sowohl im Sprachstil wie in der Verlagerung „des Akzentes von der Anschauung auf Empfindung und Gedanken“ (169). Vergils Schaffen öffnet den Weg zur Spätantike und zum Mittelalter (169). Wie Vergil setzt sich auch Livius mit den Grundfragen menschlichen Daseins auseinander (*W. Hoffmann*, Livius und die römische Geschichtsschreibung, 170—186). Während der Dichter der Augusteischen Zeit nicht an eine bestimmte politische Tradition gebunden ist und das Große, was er erlebte, bejahte, vermochte sich Livius in der Zeit der Krisis des historischen Bewußtseins von der Konzeption des Althergebrachten nicht zu lösen und setzte sich mit dem Neuen geistig nicht auseinander. *H. Möbius* (Die griechischen Landschaften in Goethes Faust, 204—215) sucht die treibenden Kräfte in Goethes Dichtung zu verstehen. Wer vertraut ist mit der Problematik der Heideggerschen Interpretation antiker Philosophen, wird Verwandtes finden in der „pneumatischen Exegese“ Hölderlins durch *W. Killy*, Hölderlins Interpretation des Pindarfragments 166 (Schr.), 216—233: „Der Sinn ist nicht vorgegeben, sondern er wird deutend gesetzt auf eine Weise, die oft Finden und Setzen unentwirrbar macht“ (227). Den scholastischen Philosophen dürfte besonders ansprechen: *I. Düring*, Von Aristoteles bis Leibniz. Einige Hauptlinien in der Geschichte des Aristotelismus, 118—154. Es ist eine wertvolle Zusammenfassung heutiger Forschungsergebnisse. Um die Rolle des Aristoteles als „Ferment in der Wissenschaftsgeschichte Europas“ (154) noch besser zu würdigen, wird man ganz im Sinne von „Antike und Abendland“ mit Recht wünschen, der Verf. möge die historische Darlegung durch eine entsprechende ideelle Betrachtung vertiefen und ergänzen. Ennen

Huonder, Qu., Gott und die Seele im Lichte der griechischen Philosophie. gr. 8^o (243 S.) München 1954, Hueber. 9.80 DM. — Der Verf. will darlegen, er der auf sich gestellte griechische Geist mit seltener Verstandesschärfe und metaphysischer Tiefe um die Frage nach Gott und Seele ringt, die sowohl Kern seines Denkens ist wie auch „die erregendste Menschheitsfrage“ (230). Träger dieses Ringens sind die Vorsokratiker, Sokrates, Platon, der „wohl am tiefsten an das Divinum mysterium rührt“ (232), Aristoteles, Stoiker, Epikureer, Skeptiker, Philon, Plotin. Die Darbietung, welche sich auf das Wesentliche beschränkt (5) und sich nur gelegentlich auf verschieden mögliche Deutungen bei einzelnen Denkern einläßt, ist keine eigene fachwissenschaftliche Untersuchung. Gestützt auf Arbeiten anderer Forscher, verfolgt der Verf. das hohe Ziel, den heutigen Menschen mit diesen lebenswichtigen Problemen der Griechen vertraut zu machen und ihn zur Auseinandersetzung mit diesen Fragen, denen schöpferischer Hellenengeist die besten Kräfte schenkte, zu bringen. Diesem Ziele dient einmal die klare und allgemeinverständliche Darstellungsform, wie vor allem die Hervorhebung der Probleme, wie sie z. B. durch folgende Worte gekennzeichnet werden: persönlicher Gottesbegriff (34 57 63); Schöpfungsproblem (39); Religion und Philosophie (42 52); „Majestas Dei“ (69); Dasein und Sosein (104); theologia negativa (69 107); Universalienproblem (109); Gott und Übel (124); Leib und Seele (132); Wissen und Glaube (151 189); „docta ignorantia - indocta ignorantia“ (191) usf. Wenn der Verf. S. 232 sagt, daß die griechischen Philosophen „für die abendländische Menschheit Erzieher zu Gott hin geworden sind“, dann verdeutlicht er diese Tatsache innerhalb der Darstellung durch Hinweise auf jene Denker, die entweder vom Griechengeist befruchtet wurden

oder um ähnliche Probleme sich mühen. In diesem Sinne weist der Verf. hin u. a. auf: Augustinus, Justin, Thomas von Aquino und die Scholastik, Meister Eckhart, Seuse, Silesius, K. Barth, Gogarten, Thurneysen, Hölderlin, Scheler, Kant, Driesch, K. Jaspers, Heidegger, Hegel. Ennen

Jaeger, J.: *Paideia. Die Formung des griechischen Menschen.* 2. Bd., 2. Aufl. gr. 8^o (418 S.) Berlin 1954, de Gruyter. 14.80 DM. — Zwei große Lebensmächte und Bildungssysteme werden in dieser Neuauflage des Jaegerschen Werkes dargestellt: die griechische Medizin (11—58) und das geistige Ringen und erzieherische Willen eines Sokrates und Platon (59—360). Wenn die *Medizin* zu einer führenden Kulturmacht im Lebensgefüge des griechischen Volkes und zu einem Bestandteil der ἐγκύκλιος παιδεία (11) ward, dann dankt sie dies zunächst ihren Vertretern, die nicht in fachlicher Abgeschlossenheit lebten, sondern sich eine einzigartige geistige Universalität zu wahren wußten. Ihre universale Geistigkeit und Beweglichkeit führten zu einer gegenseitigen Annäherung von Medizin und Philosophie. Diese befruchtende Wechselwirkung fand ihren Niederschlag in Begriffen, die für das Denken beider Disziplinen gleich bedeutsam waren: τιμωρία, ἰσομοιρία, κρᾶσις, ἀρετή, εἶδος, φύσις, ἀρόπτων, σύμμετρον u. a. Für sokratische, platonische und aristotelische Philosophie ward Medizin zur geistesgeschichtlichen Vorstufe (11). Die Tatsache endlich, daß griechische Kultur ebenso Formung der Seele wie des Körpers war, begründete auch den umfassenden Einfluß der Medizin (12). In diesem Teile des Werkes begegnen in neuer Sicht und vertiefter Schau viele den Philosophen betreffende Fragen: das Problem der Ganzheit; theologische Naturbetrachtung; Einheit von Theorie und Praxis; Medizin als Vorbild exakter Wirklichkeitserkenntnis; Verhältnis von Natur und Kunst, von Wahrnehmung und Erinnerung; Allgemeinbildung als Zwischenstufe von Fachwissen und absolutem Laientum; Diätlehre im Lichte sozialer Gesellschaftswandlung u. a. — Platons Philosophie als Paideia, d. h. als *Wissen und Bildung* deuten, heißt sie befreien aus einer artfremden Systemgeschichte und sie hineinstellen in den Aufbau der staatlich soziologischen Gemeinschaft (vgl. W. Jaeger, *Humanistische Reden und Vorträge*, 1937, 152—168). Paideia ist „geistige Organisation der Wirklichkeit unter der Herrschaft eines rangobersten Wertes, der zugleich alle menschliche Tätigkeit als höchstes Richtziel regiert“ (Jaeger a.o.O. 164). In den einzelnen Dialogen erscheint das Wissen um diesen im Leben zu verwirklichenden höchsten Wert und um die neue Seinsordnung in immer neuer Beleuchtung: im „Menon“ (228—243) ist es ein Wissen, das aus dem eigenen inneren Kosmos geboren wird; als Sammlung der Seele wird es im „Phaidon“ beschrieben. Platons „Symposion“ (244—269) zeigt es als Wissen von der ewigen Schönheit als höchster Erfüllung des menschlichen Urtriebes, des Eros (243). Der „Staat“ endlich (270—360) offenbart dieses Wissen „als die Quelle aller gesetzgeberischen und gemeinschaftsbildenden Kraft der Seele“ (243). Die Verwurzelung der Problematik menschlichen Handelns in der erzieherischen Notlage der Zeit machen deutlich sowohl der „Gorgias“ (188—227) mit seiner „Philosophie der Gewalt“ (198) und dem Handeln nach Willkür wie der „Protagoras“ (165—187), der Erfolgs- und Leistungswissen ablehnt, dafür aber „höhere Geistesbildung“ (179) fordert, d. h. Formung des Menschen nach seiner wahren Arete. Für diese Interpretation der Philosophie Platons beruft sich der Verf. sowohl auf den 7. Brief wie auf die Tatsache, daß alle Linien platonischen Denkens letztlich dem Staate zugewandt sind. Ennen

Aristoteles, Erste Analytik (I); Zweite Analytik (II) (Die Lehrschriften, hrsg., übertragen und in ihrer Entstehung erläutert von P. Gohlke, II 2 und 3). 8^o (216, 151 S.) Paderborn 1953, Schöningh. 8.60 und 5.80 DM. — Diese neuen Bände der Gohlkeschen Aristotelesübersetzung sind nach denselben Grundsätzen gearbeitet wie die bisherigen Bände: Der Text geht vollständig auf Aristoteles zurück, er ist aber von diesem nicht zu gleicher Zeit geschrieben, sondern zu einer ersten Fassung sind spätere, z. T. umfangreiche Nachträge hinzugekommen. So hält G. z. B. die Kap. 8—22 des 1. Buches der Ersten Analytik, in denen die modalen Schlüsse behandelt werden, für einen späteren Zusatz. Im übrigen kann der Verf. hier auf eigene Untersuchungen in seinem Werk „Die Entwicklung der aristotelischen Logik“ (Berlin 1936) verweisen. Die Übersetzung liest sich flüssig, wenn sie

auch natürlich nicht in allem ganz überzeugt. So wäre wohl ζῆλον eher mit „Sinnenwesen“ als mit „Geschöpf“, οὐσία eher mit „Substanz“ als mit „Wesenhaftes“ (I 111) zu übersetzen, ἐξέτις ist nicht „Vermögen“ oder „Fähigkeit“ (II 128), sondern kann wohl schwerlich anders als durch das Fremdwort „Habitus“ entsprechend wiedergegeben werden. Die verschiedenen Schlußformen symbolisiert G. nicht nach einem der modernen logistischen Systeme, sondern mit eigenen, dem Text des Aristoteles angepaßten Symbolen und stellt sie in einer beigelegten Tabelle in dieser Weise zusammen; die Übersichtlichkeit hat dadurch sicher gewonnen. Interessant ist seine Deutung des Schlußkapitels der Zweiten Analytik, das bekanntlich die Erkenntnis der Prinzipien behandelt. Das πάλαι in 100a 14, das Rolfes mit „soeben“ wiedergibt, übersetzt er mit „vorzeiten“ und nimmt deshalb einen längeren zeitlichen Abstand der folgenden Bemerkungen über den Nous gegenüber der vorangehenden Erklärung der Prinzipien durch wiederholte Wahrnehmung an. Der Nous, meint G., habe für Aristoteles in seiner platonischen Frühzeit („vorzeiten“) eine große Bedeutung gehabt, je mehr dann der Kampf gegen die Ideenlehre in den Vordergrund trat, um so mehr habe die Erfahrung den Nous verdrängt, bis er noch später seine große Bedeutung im Aufbau der menschlichen Erkenntnis wiedergewonnen habe; aus dieser Spätzeit stamme der letzte Zusatz, der die Erfassung der Prinzipien dem Nous zuschreibt (II 10—12).
de Vries

Stark, R., Aristotelesstudien. Philologische Untersuchungen zur Entwicklung der aristotelischen Ethik (Zetemata, 8) gr. 8^o (117 S.) München 1954, Beck, 9.50 DM. — In philologischer und philosophischer Interpretation geht diese Habilitationsschrift ausgewählten Problemen aristotelischer Ethik nach. Ein kurzer inhaltlicher Hinweis soll zeigen, welcher Art diese sind. Die Deutung des Protreptikos (4—19: Die politische Leistung der spekulativen Wissenschaft nach dem Protreptikos) ergibt, daß die aus Vernunftensicht geborene philosophische Politik, welche allein feste Gesetze und richtiges Handeln gewährt (6), sich nicht auf die „praktische Empirie des einfachen Handwerkerturns“ (93) stützt, sondern auf die philosophisch durchforschte Erfahrung. Aristoteles lehnt in dieser Lehre nicht die Grundkonzeption der platonischen Eidosphilosophie ab, wohl aber ihre durch den Chorismos bestimmte Form (24 25; vgl. auch 20—26: Die politische Aufgabe der Philosophie nach dem sechsten Platonbrief). Wenn das aus dem aristotelischen Politikos bewahrte Bruchstück (27—36) das Gute als Maß nennt, dann ist damit nicht die Idee des Guten gemeint. Im Dienste der Vervollkommnung der Persönlichkeit steht auch die Tragödie (37 bis 51: Die ethische Leistung der Tragödie), welche durch κάθαρσις die seelische Gesundheit erzielen soll (62). Die vorausgesetzte seelische Disposition für diese Katharsis, welche ihr Ziel erreicht durch die πάθη von ἔλεος und φόβος, ist das φιλόανθρωπον (52—63: Die aristotelische Wertung der Philantropie). Philantropie besagt nicht Bruderschaft aller Menschen, sondern „die individuelle, zum Wohltun und zur Freundschaft neigende Charaktereigenschaft“ (56). Die freundschaftlichen Ansprüche finden aber ihre Grenze in der Selbstliebe, so daß „die Liebe des Einzelnen zu seinem wahren Selbst auch das wahre Wesen der Freundschaft bestimmt“ (58). Das Grundgebot aller Sittlichkeit ist in dem Worte „αἰδώς“ (64—86: Die Bedeutung der αἰδώς in der aristotelischen Ethik) ausgesprochen. — Die Studie bestätigt wiederum die Entwicklung der Persönlichkeit des Aristoteles, wie sie Jaeger in seiner Schichtenanalyse wissenschaftlich erkannte. Ferner teilt sie wertvolle Beobachtungen über das Verhältnis Platon-Aristoteles mit. Allerdings bedürfen in dieser Frage manche Auffassungen einer kritischen Nachprüfung. Das gilt z. B. von der Behauptung S. 25, man könne „auch Platoniker sein, wenn man die durch den Chorismos gekennzeichnete Form der Ideenlehre ablehnt“. Ebenso befriedigt schwerlich die S. 32 vorgetragene Meinung über das Verhältnis „Politikos“ und „Parmenides“. Wichtiger und entscheidend dürfte aber die durch die Untersuchung erhärtete Erkenntnis sein, daß auch der Philosoph, wenn er einen tieferen Einblick in aristotelisches Philosophieren erhalten möchte, nicht an den Forschungsergebnissen heutiger wissenschaftlicher Aristotelesphilologie vorbeigehen kann.
Ennen

Lukian, Die Hauptwerke, griechisch und deutsch. Herausgegeben und übersetzt von K. Mras. 8^o (555 S.) München 1954, Heimeran. — In dieser Lukianausgabe,

welche durchaus den Anspruch einer wissenschaftlichen Leistung erheben kann, werden folgende Werke herausgegeben: Der Traum oder Lukians Lebensgang (6—21), eine in der Heimatstadt Samosata vorgetragene Prolalia. Die anderen Stücke gehören Lukians bester Zeit an (160—170 n. Chr.; 507) und wurden wohl in Athen geschrieben: Götter-, Seegötter- und Totengespräche (22—281); Ikaromenipp oder die Wolkenreise (282 bis 327), eine phantastische Erzählung mit dem alten Himmelfahrtsmotiv (520); Wahre Geschichten (328—419), die den satirischen Romanen angehören (526); Der Lügenfreund oder der Ungläubige (420 bis 469); Das Lebensende des Peregrinos (470—505), abgefaßt unter dem Eindruck der Selbstverbrennung des Philosophen Peregrinos Proteus. Den Text (539—549) gestaltete M., der zusammen mit R. Helm „N. Niléns steckengebliebene Ausgabe bei Teubner vollenden sollte“ (vgl. Nachwort), auf Grund eigener Erforschung der Überlieferung. Die auf das Notwendigste beschränkten Anmerkungen (506—539) lassen u. a. folgende Charakterzüge Lukians hervortreten: Lukian, vielleicht semitischer Abstammung, erlernte als Jüngling das Griechische, fühlte sich aber nicht als echter Grieche (511). Umfangreiche Kenntnisse in Literatur, Bildhauerei, Malerei, verbunden mit künstlerischer Begabung, zeichneten diesen Menschen aus, der die Hohlheit der Rhetorik verachtete (507). Er war ein scharfer und verletzendes Spötter nach mephistophelischer Art, dessen stets verneinendem Geist jede metaphysische Tiefe fehlte. Auf die religionsgeschichtliche Bedeutung dieser Hauptwerke macht aufmerksam: M. P. Nilsson, Geschichte der griechischen Religion, Bd. 2, Der niedere Glaube, 498.

Ennen

Seel, O., Cicero. Wort, Staat, Welt. gr. 8^o (495 S.) Stuttgart 1953, Klett. — Das äußere Gliederungsprinzip dieser Cicerobiographie wird von der zeitlichen Abfolge der aus seinem Leben bekannten Ereignisse bestimmt: Verres (23—64), Catilina (65—107), Zwischen Republik und Monarchie (108—161), Bürgerkrieg (162—202), Caesar (203—260), Das Ende (408—489). In diesen spannungsreichen historischen Raum, der für Cicero Triumph, ‚Gnade‘ und Vernichtung besagt (486), steht die Gestalt Ciceros mit ihren widersprechendsten Zügen: auf der einen Seite der sensitive und reizbare Stimmungsmensch, gleichermaßen ohne Maß in Freude und Trauer, in Erfolg und Mißerfolg, dann auf der anderen Seite Lauterkeit und Anständigkeit, Treue und Verantwortungsbewußtsein, Fürsorge für Familie, Freunde und Klienten; all dies bewahrt er trotz Krisen und Enttäuschungen (17, 18). Cicero ist ein Mensch des Mittelmäßes (213, 235), dem das „genialische Ursprüngliche“ (17, 379 u. a.) fehlt und den tiefe philosophische Probleme gar nicht beunruhigen (vgl. 211—326: Generationskrise; 327—407: Bindung und Lösung). Seine Zeitgenossen überragt er durch eine vielseitige Tätigkeit als Politiker und Staatsmann, Redner und Lehrer, Philosoph und Essayist, Familienvater und Freund (18). Aber das Neue und das Hauptanliegen dieser Cicerobiographie liegt nicht darin, alles, was gelehrte Einzelforschung über Cicero ermittelte, zu einem Gesamtbilde zusammenzutragen, sondern in dem durchaus anerkanntswerten Bemühen, unter Zugrundelegung fachwissenschaftlicher Einzelerkenntnisse die Persönlichkeit Ciceros aus ihren inneren Triebkräften heraus zu verstehen. Diese recht mühsame Aufgabe übersteigt die historische Tatsächlichkeit des rein Biographischen und dessen Erkenntnismittel kritischen und analysierenden Denkens, welche allein die Entfaltungsgesetzlichkeit einer Person nicht begreifen können, da sie am Rande des Personkernes liegen (vgl. dazu Ref. StimmZeit 153 (1954) 270—274: Philologe oder Humanist?). Um geisteswissenschaftliche Interpretationen vorliegender Art mühen sich namhafte Vertreter der Altertumswissenschaft unserer Tage mit großem Erfolg. Sie entsprechen einem dringenden Zeitbedürfnis, das sowohl eine persönliche Berührung mit den Quellen abendländischer Kultur wie vor allem eine lebendige Auseinandersetzung mit ihren Problemen gebieterisch fordert. Allerdings muß man der Erfüllung dieser Forderungen im Falle Ciceros eine metaphysische Tiefe geben, besonders durch Rückgriff auf die griechische Antike. So wird auch durch die Untersuchung von S. die unbestrittene und schöpferische Größe des griechischen Genius sichtbar und gleichzeitig die heute wachsende Erkenntnis bekräftigt, das Schwergewicht des Bemühens um die Verwirklichung antiken Erbes auf ein intensiveres Verstehen des Griechentums zu legen.

Ennen

Jaspers, K., *Lionardo als Philosoph*. 8^o (77 S.) Bern 1953, Francke. 4.80 DM. — Unter den Schriften der „Concinnitas“, die das kunsthistorische Seminar der Universität Basel herausgibt, ragt ein Vortrag von J. über Lionardo als Philosoph hervor. J. hält sich streng und mit großer Sachkenntnis an sein Thema Lionardo, aber in diesem Einzigem und Besonderen läßt er immer auch ein Allgemeines erscheinen. So stehen im 1. Kap. über Lionardos anschauend tätiges Erkennen tiefe Aussagen über die Kunst als Verleiblichung des Geistigen, Vergeistigung des Leiblichen. Im 2. Kap. über Lionardos Weltmetaphysik (das All der Kräfte) wird der Naturbegriff der entstehenden Neuzeit in einer frühen Prägung faßbar. Das 3. Kap. zeigt den *uomo universale* der Renaissance. Das 4. gibt eine Charakteristik Lionardos, seiner Größe und seiner Grenzen. Syndicus

Lantrua, A., *Giacinto Sigismondo Gerdil, filosofo e pedagogista*. gr. 8^o (379 S.) Padova 1952, 3500 L. — Man muß dem Verf. dieses Werkes, der einzigen großen Arbeit aus der Gegenwart über Gerdil — *Piantonis Vita del Cardinal S. G. Gerdil* 1851 erschienen — dafür dankbar sein, daß er trotz mancherlei Schwierigkeiten seine schon 1908 begonnenen Untersuchungen wiederaufgenommen und jetzt auch veröffentlicht hat. L. schickt seinem Buche eine Bibliographie der Opera Gerdils voraus, in die er die kleineren Arbeiten des Barnabitenkardinals zur Pastoraltheologie, Aszese und Polemik nicht aufgenommen hat. Auch so umfaßt das Verzeichnis 61 Nummern. Im 1. einleitenden Teil (23—52) berichtet der Verf. über das *Leben*, die wissenschaftliche Tätigkeit und die geistige Eigenart Gerdils. Sicher war Kardinal Gerdil, dessen Erhebung zum Papst im Konkclave zu Venedig 1799 durch ein Veto Österreichs verhindert wurde, ein Mann von Weitblick, von hoher und vielseitiger Begabung, sehr aufgeschlossen für moderne Philosophie und Geistesströmungen, auch an den Fragen der Mathematik und der Naturwissenschaften fachmännisch interessiert. Von einem Thomismus Gerdils zu sprechen, wie L. es allerdings mit Vorbehalten tut (52), erscheint jedoch unberechtigt. — Der 2., entscheidende Teil des Werkes befaßt sich mit den *philosophischen Ideen* Gerdils (53—203). Hier interessieren besonders die Stellung zu Descartes und Malebranche und die Fragen des Okkasionalismus und Ontologismus (53—102 133—164). Gerdil war kein schöpferischer Denker, der seinen eigenen Weg des Philosophierens sucht: „Non oltrepassa i limiti del cartesianismo e dell'illuminismo settecentesco“ (34). Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß Gerdil den Okkasionalismus gelehrt hat, zu dem schon Descartes den Grund legte und den Malebranche weiter ausgebaut hat. Vom Ontologismus dagegen, den Gerdil in seinen philosophischen Werken, besonders in seiner *Défense du sentiment du père Malebranche*, vorgetragen hat (147—164), scheint er sich später distanzieren zu haben (159f. 305), ohne das Problem aber sachlich weiterzuverfolgen. — Im 3. Teil seines Werkes behandelt L. die *Ethik und Pädagogik* Gerdils (205—301), die letztere besonders auf Grund seines 1763 erschienenen *Anti-Émile*. — Wer sich in Zukunft näher mit Gerdil beschäftigen will, wird am besten von dieser bemerkenswerten Monographie ausgehen. An einigen Punkten hat der Verf. die Gefahr der Weitschweifigkeit nicht ganz vermieden. Das beigelegte Personen- und Sachverzeichnis erleichtert die Orientierung auf das Wesentliche.

Gilen

O'Flaherty, J.C., *Unity and Language: A Study in the Philosophy of Johann Georg Hamann* (University of North Carolina Studies in the Germanic Languages and Literatures, 6). 8^o (X und 121 S.) Chapel Hill 1952, Univ. of North Carolina. 2.50 Doll.; geb. 3.— Doll. — Im Gegensatz zu R. Unger, der 1905 eine Studie über Hamanns Sprachtheorie veröffentlicht hat, ist der Verf. der Überzeugung, daß Hamanns Einfluß nicht nur dem Zauber seiner Persönlichkeit zuzuschreiben ist, sondern daß auch seine philosophische Lehre ernst zu nehmen sei (11 47), wenn er auch zugibt, daß diese nicht systematisch durchgeführt ist. Das zentrale Stück von Hamanns Philosophie ist die Sprachtheorie. Der Verf. legt sie in 4 Kapiteln dar. Das 1. Kap. entwickelt die grundlegende Unterscheidung von natürlicher und abstrakter Sprache und den Vorrang der natürlichen Sprache. Diese findet Hamann vor allem in der Bibel; sie ist bildhaft, wirklichkeitsnah und vom Gefühl getragen. Die abstrakte Sprache dagegen bedeutet eine Verarmung des Inhalts und das Ausschalten

des Gefühls; die Einheit von Denken, Anschauung und Wirklichkeit, die der natürlichen Sprache eigen ist, geht in ihr verloren, wie in den folgenden Kapiteln dargelegt wird. Die Abstraktion verselbständigt die Beziehungen, indem sie sie von den anschaulich gegebenen Objekten löst. So wird Hamann zum Feind aller wissenschaftlichen Philosophie, ja der Wissenschaft überhaupt. Man wird ihm dabei zugute halten müssen, daß die vernünftelnde Philosophie der Aufklärung und ihre Verständnislosigkeit für die Sprache der biblischen Offenbarung berechtigten Widerspruch herausforderte. Doch ist Hamann seinerseits der entgegengesetzten Einseitigkeit des Irrationalismus verfallen; das deutet auch der Verf. an. de Vries

Solowjew, Wl., Werke, 3. Bd.: Una Sancta. Schriften zur Vereinigung der Kirchen und zur Grundlegung der universalen Theokratie II. Hrsg. v. Wl. Szykarski, übersetzt von F. Bergenthal, Wl. Szykarski, W. Setschkareff, L. Müller. gr. 8^o (475 S.) Freiburg i. Br. 1954,ewel. 28.— DM; Subskr. 24.— DM. — Der Reihenfolge der Herausgabe zweite Band der deutschen Solowjów-Ausgabe enthält die ursprünglich französischen Schriften zur Kircheneinigung, vor allem das grundlegende Werk „Rußland und die universale Kirche“ aus dem Jahre 1889. Es ist dies in den beiden ersten Teilen eine glühende Apologie der katholischen Kirche und des Papsttums, geführt aus der Heiligen Schrift, den Vätern und der russischen Kirchengeschichte. Der 3. Teil enthält, demselben Ziel untergeordnet, Solowjós Spekulationen über die Göttliche Weisheit und das Gottmenschentum, welche im Rahmen der neueren russischen Religionsphilosophie von grundlegender Bedeutung wurden. An kleineren Schriften enthält der Band: „Die russische Idee“, „Der hl. Wladimir und der russische Staat“, einen Brief an Bischof Stroßmayer und die Antwort Solowjós auf eine Korrespondenz aus Krakau. Diesen kleineren Schriften sind die französischen Originaltexte zur Seite gestellt. Neben ausführlichen Registern und Anmerkungen wurden die von Solowjów meist frei zitierten Stellen Leos d. Gr. und verschiedener Konzilien nach (berichtigten) Texten aus Migne und Mansi beigegeben. Im Nachwort des Herausgebers hätte man eine literarhistorische Untersuchung über Anlaß und Entstehung der Schriften dieses Bandes gewünscht, was aber vielleicht für den bisher noch ausstehenden, der Zählung nach vorhergehenden Band geplant ist, der ebenfalls den Titel „Una Sancta“ tragen soll. Die Übersetzer verfügen sprachlich und sachlich über alle Voraussetzungen, um den Gedankengang des großen Russen richtig wiederzugeben. Die äußere Ausgestaltung des Bandes ist wieder vorbildlich. Falk

Falk, H., Das Weltbild Peter J. Tschadajew's nach seinen acht „Philosophischen Briefen“. Ein Beitrag zur russischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts (Veröffentlichungen des Ost-Europa-Institutes München 9). gr. 8^o (136 S.) München 1954, Isarverlag. 15.60 DM. — Der russische Geschichtsphilosoph T. hat im 19. Jahrhundert den Anstoß zur Scheidung der Geister in die sogenannten „Slawophilen“ und „Westler“ gegeben. Sein Hauptwerk sind die „Philosophischen Briefe“, von denen bisher nur drei bekannt waren. Weitere fünf Briefe, die wie alle ursprünglich französisch geschrieben waren, wurden zwar 1935 in Rußland aufgefunden und in russischer Übersetzung veröffentlicht, blieben aber außerhalb der Sowjetunion fast unbekannt. So existiert in Deutschland, wie es scheint, nur ein einziges Exemplar der russischen Ausgabe. Die vorliegende Arbeit unterzieht besonders diese fünf neu aufgefundenen „Philosophischen Briefe“ einer genauen Prüfung und ordnet sie in das Gesamtwerk Tschadajew's ein. Nach einer allgemeinen Orientierung über das Leben und die schon aus den früheren Schriften bekannte Geschichtsphilosophie Tschadajew's folgt eine ausführliche Darstellung der Entstehungsgeschichte der ganzen Briefreihe sowie eine systematische Inhaltsangabe der neu gefundenen Briefe. Ihr genauer Wortlaut wird in deutscher Übersetzung im Anhang beigelegt. Auf die inhaltliche Analyse folgt eine Untersuchung über die geschichtliche Herkunft der wesentlichsten Lehren des Philosophen, eine kritische Würdigung und eine Zusammenfassung, welche die Gestalt und Weltanschauung Tschadajew's auf dem Hintergrunde der russischen Geistesgeschichte umreißt. Die Kritik an Tschadajew's Philosophie bezieht sich besonders auf dessen All-Einheits-Lehre und den daraus folgenden geistigen Kollektivismus, der in Konflikt gerät mit der sonst festgehal-

tenen Willensfreiheit und persönlichen Unsterblichkeit. Auch auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie findet Tschadajew nicht das gesunde Gleichgewicht zwischen Glauben und Wissen. Der Kritik Kants weichend, sucht er sich mit den Traditionalisten auf die göttliche Offenbarung allein zu stützen. — Die dankenswerte, genaue und mit der Fachliteratur aufs beste vertraute Arbeit bietet für die neu gefundenen Briefe Tschadajews die erste Übersetzung in einer westlichen Sprache. Leider fehlen die bisher bekannten, aber doch nicht so leicht zugänglichen Briefe, was um so mehr zu bedauern ist, als deren Übersetzung nach dem Zeugnis des Verf. nicht sehr genau ist.

Brugger

Grégoire, F., *L'attitude hégélienne devant l'existence*. (Sonderdruck aus RevPhLouv, Mai 1953). gr. 8^o (46 S.) Louvain 1953, Institut Sup. de Philos. 30.— Fr. — Es fällt zunächst schwer, den hier gemeinten Sinn von „Existenz“ zu sehen. Existenz bedeutet hier konkrete Realität, zeithaft-weltliche Wirklichkeit, zu der Hegels „Idee“ „sich entschließt“. Hegels Haltung zu ihr bestimmt sich nicht durch Abneigung, sondern durch unbedingte Zuneigung, Versöhnung mit ihr. Der „Geist“ hat keinen eigenen Inhalt, sondern verwirklicht und findet sich in der „Welt“, die er sich entgegengesetzt und zugleich anverwandelt. Das „Erkenne dich selbst“ als Forderung des Geistes wird erfüllt im Zu-sich-zurückkehren aus den Dingen, kraft einer Dialektik, die das Wesen des Geistes selbst ausmacht. Der schöpferische, zeugende Gedanke des Hegelschen Systems (15) sei der, daß alles in der Wirklichkeit Entfremdung und Wiederversöhnung ist — darin liege auch der Grund der dialektischen Methode. Den Hegelkenner werden dann die scharfsinnigen Ausführungen über die Dialektik von Unendlich-Endlich bei Hegel interessieren (20 f.), wie überhaupt die Erörterungen über das Wesen des Hegelschen „Begriffs“ (20, 29 f.). Die menschlich tiefste „Versöhnung“ mit der Wirklichkeit geschieht nach Hegel in der dialektischen Aufarbeitung der „Geschichte“; hier erreicht der menschliche Geist seine höchste „Freiheit“ (als Beisichsein im anderen). Was schließlich Hegels Auffassung von Gott betrifft, so betont der Verf. mit Recht, daß H. kein eigenes „Selbstbewußtsein“ Gottes außer in dem Bewußtsein der endlichen Geister kenne; „Bewußtsein“ muß dann aber als Weise eines Innewerdens verstanden werden, das den Gegensatz Subjekt-Objekt einschließt. Damit wird jedoch wohl nicht ohne weiteres ein Eigensein Gottes von Hegel bestritten, sondern nur die Notwendigkeit von „Welt“ (Schöpfung) für Gottes Fürsichsein und Selbstbewußtsein behauptet (was natürlich schlimm genug ist). Dann wäre das Reich der philosophischen Geister nicht die *einzige* Realisation, wenn dies heißen soll: Aktualitäts-Ebene, des absoluten Geistes, wie der Verf. möchte (40). Es scheint, als reichten die Texte bei Hegel nicht völlig aus, um diese so umstrittene Frage eindeutig zu entscheiden.

Ogiermann

Bloch, E., *Subjekt-Objekt. Erläuterungen zu Hegel*. gr. 8^o (476 S.) Berlin 1952, Aufbau-Verlag. 12.— DM. — Mit diesem Werk des Ordinarius für Philosophie und Direktors des Philosophischen Instituts an der Universität Leipzig haben wir ein Buch vor uns, das an menschlichem und philosophischem Temperament weit über das meiste hinausragt, was man sonst an dialektischer Materialistik zu lesen bekommt. B. hat es als Emigrant in den USA verfaßt und zunächst in spanischer Übersetzung in Südamerika erscheinen lassen. Schon diese Tatsachen erklären es, daß ein verhältnismäßig enger Kontakt mit vielem aufgenommen und gewahrt ist, was die westliche Welt an Philosophie zu bieten hat. Nicht als ob für dieses Philosophieren volles Verständnis aufgebracht würde; wie überhaupt bei den dialektischen Materialisten wird die Existenzphilosophie radikal verworfen, und die neuere scholastische Philosophie findet keine Beachtung, nur Thomas selbst wird dann und wann erwähnt. — Als „Erläuterungen zu Hegel“ greifen die einzelnen Kapitel wichtige Grundgedanken oder Partien des Hegelschen Systems heraus und versuchen, sie in oft blendendem, geistvollem Stil dem Anfänger, und nicht nur ihm, aufzuschließen. So gliedert sich das Ganze in 6 Kapitel, die den „Zugang“ eröffnen wollen (von ihnen bringen „Hegels Sprache“ und „Der Kerngedanke Hegels“ eine Fülle von Anregungen), weitere 11, die seine Philosophie von der „Phänomenologie des Geistes“ bis zur „Geschichte der Philosophie“ analysieren mit immer interessanten, sehr

persönlich gehaltenen und bei aller Aggressivität besonders auch gegen englisch-amerikanische Philosopheme in der Form beherrschten Einzelbemerkungen; die letzten 7 Kapitel führen zur Entscheidung, nämlich zur angeblichen „Aufhebung“ des Hegelschen Denkens in den dialektischen Materialismus. Es soll da Ernst gemacht werden mit den immanenten Prinzipien Hegelscher Philosophie selbst, nämlich dem Sinn für das Werden, Prozeßhafte, dialektisch unabschließbar Neue, das in der Wirklichkeit liege und, im Gehirn des Menschen als Erkenntnis dieser Wirklichkeit erwachend, über jedes sich runden wollende philosophische System hinausdränge, hin zu einer neuen Zukunft der Philosophie. So soll Hegel durch Hegel selbst widerlegt und in Kraft seiner eigenen Einsichten besser verstanden werden, als er sich selbst verstanden hat. Es tritt da besonders hervor, wie sehr es dem „Diamat“ daran gelegen ist, Philosophie zu sein und nicht nur Systematik der Wissenschaften; daher auch die leidenschaftliche Ablehnung des Positivismus. Es ist nur merkwürdig und kaum nachvollziehbar, wie es einem so versierten Hegelkenner nicht aufzufallen vermag, daß es eben nicht „Marxismen der Sache selbst“ geben kann, nach seinem Ausdruck im Vorwort, d. h. „materielle“ Dialektik, solange Materie nicht wesentlich als „geistige“ Potenz aufgefaßt wird, also der Geist es ist, dem der Primat zukommt und der allein „sich“ versteht, allenfalls „sich“ negiert, während Materie nur verstanden „wird“. — Das Buch trägt den Titel „Subjekt-Objekt“, weil der Grundgedanke Hegels dieser sein soll: Entwicklung des Subjekts durch Beziehung zum Objekt, Objektivierung des Subjekts durch Auseinandersetzung mit „Welt“ in der Weise der „Arbeit“ an ihr, ebendadurch Subjektivierung der Welt im Sinne von „Humanisierung“, also dialektische Subjekt-Objekt-Vermittlung als Wesen der Wirklichkeit. Hier schlägt eine der Lieblingsideen des heutigen dialektischen Materialismus durch, nämlich daß er allein editer und zukunftssträchtiger Humanismus sei. Das bedeute zugleich Aufhebung der „Selbstentfremdung“ des Menschen von der Natur, bis zur Leugnung jeder eigentlichen Transzendenz, die ja als etwas Unvermittelbares, darum Inhumanes, gelten müßte. Eine radikalere Immanenzphilosophie ist nicht denkbar, und so wird der dialektische Materialismus auch als „Erklärung der Welt aus sich selbst“ (99) definiert — wobei man aber a priori gar nicht auf so etwas wie Gottesbeweise der Andersdenkenden eingeht, die ja gerade aus gewissen Strukturen der Erfahrungswelt aufzeigen, daß sie sich nicht aus sich selbst erklärt. — Das Werk bedeutet tatsächlich eine mit frappanter Lebendigkeit und verbissener Gläubigkeit geschriebene Apologie der Philosophie hinter dem Eisernen Vorhang und darf denen, die sich über lehrbuchartig verkümmerte Darstellungen hinaus für denkerische Versuche bei denen „drüben“ interessieren, als Beispiel empfohlen werden. Allerdings wird weniger der naturwissenschaftlich als der geisteswissenschaftlich Eingestellte damit etwas anzufangen wissen.

Ogiermann

Stern, V., Zu einigen Fragen der marxistischen Philosophie. kl. 8^o (120 S.) Berlin 1954, Aufbau-Verlag. 3.60 DM. — Die hier zusammengefaßten Artikel aus Zeitschriften und Tageszeitungen lassen erkennen, daß in der Erkenntnistheorie und Ontologie des „Diamat“ neue, diskutablere Argumente nicht entdeckt zu sein scheinen. Abbildtheorie ohne jeglichen Anflug einer Problematik um das, was etwa auch nur die moderne Phänomenologie des „Gegenstandes“ und die transzendente Kritik des „Urteils“ sehen gelehrt haben; „Praxis“ als Kriterium von Erkenntnis, ohne Bewußtsein davon, daß die „erkannte“ und ins Urteil gefaßte Praxis (Experiment, Technik) selbst unter das allgemeine Kriterium für wahre Erkenntnis fällt; Theorie der „Dialektik“ ohne Reflexion auf den radikal „geistigen“ Hintergrund einer jeden sinnvollen Struktur von Dialektik überhaupt, so daß man Hegel gerade nicht „auf den Kopf stellen“ und aus seiner Dialektik, der geistgeborenen, ein Kind der „Materie“ machen darf; ein Begriff von „Materie“, der den rein erkenntnistheoretischen Sinn von „Realität“ besitzen und dabei doch in seinen konkreten Anwendungen mit Materie im Sinne von anorganischer Realität gleichgesetzt wird. All das trägt wenig dazu bei, eine gemeinsame Basis für ein philosophisches Gespräch zu schaffen, zumal wenn, und das nicht nur im Vorwort, der sog. „kämpferische“ und „parteiliche“ Ungeist des „Diamat“ offen und in mehrfach banal journalistischen Wendungen zur Schau getragen wird. Jedenfalls ist das Niveau eines Werkes wie „Subjekt-Objekt“ von E. Bloch, einem Vertreter marxistischer theoretischer

Philosophie, mit dem eine Diskussion sich vielleicht lohnen würde (vgl. die vorhergehende Besprechung in *diesem* Heft), nicht erreicht.
Ogiermann

Karisch, R., Der Christ und Stalins dialektischer Materialismus. 8^o (157 S.) Berlin 1954, Morus-Verlag. 5.40 DM; geb. 6.80 DM. — K. konnte nach dem Kriege noch mehrere Jahre hindurch in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands Vorträge gegen den dialektischen und historischen Materialismus halten, besonders für Studenten und Akademiker. Aus dieser unmittelbaren Berührung mit den Problemen ist die vorliegende Schrift erwachsen, welche die Thesen Stalins zum philosophischen Materialismus und zur Dialektik nicht nur kurz darlegt, sondern auch vom Standpunkt der christlichen Philosophie aus zügig und überzeugend beurteilt. Die beiden letzten Kapitel sind nach gleicher Methode dem historischen Materialismus gewidmet. Einige graphische Darstellungen erleichtern die Übersicht. Abwehr und Aufklärung über den dialektischen Materialismus, welcher jenseits der Elbe mehr als 900 Millionen Menschen zwangsweise beigebracht wird, muß jedem christlichen Philosophen heute als vordringliche Aufgabe erscheinen.
Trapp

Moreau, L. J., O. P., Dieu est-il mort? Propos sur l'Athéisme. 8^o (78 S.) Paris 1953, Lethielleux. 230.— Fr. — Das Büchlein ist eine für weitere Kreise bestimmte Antwort auf den Atheismus, insbesondere den Atheismus des dialektischen Materialismus. Ohne viele philosophische Fachausdrücke vorauszusetzen, zeigt der Verf. in klarer und eindringlicher Weise die Haltlosigkeit des Materialismus, falls man nicht auf alles Denken verzichten will. „Der Atheismus ist nur dadurch erklärbar, daß der Anstrengung der philosophischen Reflexion willkürlich eine Grenze gesetzt wird“ (67). Weniger gut gelungen ist, vom Zweck des Büchleins her gesehen, das Kapitel über das „Kausalprinzip und seine Forderungen“, in dem der Verf. in der Ableitung des Kausalprinzips und der Darlegung des ersten und zweiten Gottesbeweises des hl. Thomas zu sehr der abstrakten Schulsprache verfällt. de Vries

Marlet, M. Fr. J., S. J., Grundlinien der kalvinistischen „Philosophie der Gesetzesidee“ als christlicher Transzendentalphilosophie (Münchener Theologische Studien, 2. Abt., 8). gr. 8^o (VIII u. 136 S.) München 1954, Zink. 12.— DM. — Diese Dissertation der Gregoriana ist eine Auseinandersetzung mit der in Deutschland noch wenig bekannten „Philosophie der Gesetzesidee“, die von H. Dooyeweerd und D. H. Th. Vollenhoven ausgebildet wurde und außer an der freien (kalvinistischen) Universität Amsterdam auch an den holländischen Staatsuniversitäten eigene Lehrstühle besitzt. Dooyeweerd hat dem Buch ein Geleitwort mitgegeben, in dem er seiner Freude über diese Begegnung zwischen katholischem und reformatorischem Denken Ausdruck gibt. Im 1. Teil legt M. die Grundzüge der „Philosophie der Gesetzesidee“ hauptsächlich nach den Werken Dooyeweerds dar (19—72), im 2. Teil deutet er sie als eine christliche Transzendentalphilosophie und stellt sie als solche dem neueren Thomismus gegenüber (73—134). Dooyeweerd sieht in der griechischen Philosophie, namentlich in der Materie-Form-Lehre, ein wesentlich auf heidnisch-religiöser Grundlage, auf dem Abfall des erbsündlichen Menschen von Gott, beruhendes Denken am Werk. Ähnlich ist auch die moderne Philosophie wesentlich „Immanenz-Philosophie“. Zwischen ihr und dem christlichen Denken, das durch das „Offenbarungs-Leitmotiv“ „Schöpfung, Sündenfall, Erlösung“ gekennzeichnet ist, gibt es keine echte Synthese. Die mittelalterliche Scholastik aber hat eine solche Synthese versucht: so kam es zu dem Natur-Gnade-Schema, in dem die Natur, als Substanz aufgefaßt, eben doch noch selbständig dem Gnadenwirken Gottes gegenübersteht; die Gnade ist nur *donum superadditum*. Gegenüber solchen „Spekulationen des abtrünnigen Denkens“ will die Philosophie der Gesetzesidee eine ausschließlich auf der religiösen Selbstbesinnung beruhende Strukturtheorie der zeitlichen Wirklichkeit sein. Ihr Apriori ist die Souveränität Gottes, dessen Gesetz alles unterworfen ist, und eine Subjektidee, die das dem Gesetz „subjekte“ Geschöpf besagt. Gewiß beruht die Philosophie — entsprechend Röm 1, 20 — auf der Tatoffenbarung Gottes; diese ist aber nur verständlich für ein Herz, das sich gläubig der Wortoffenbarung Gottes öffnet. Diese Philosophie kann eine Transzendentalphilosophie genannt werden, insofern sie Besinnung auf die Voraussetzungen philosophischen Denkens im Subjekt

selbst ist, christliche Transzendentalphilosophie, insofern der christliche Glaube für sie dieses Apriori ist. In diesem Sinn versteht sich aber, meint M. im 2. Teil, auch die in der Kirche anerkannte Philosophie als „christliche Philosophie“. Die wirkliche Philosophie sei eben nie bloß reine Wissenschaft mit ihren eigenen Prinzipien und Methoden, sondern sie schließe auch stets das „existenzielle“ Moment ein. So meint M. schließlich, die christliche Haltung sei in der katholischen Philosophie und in der Philosophie der Gesetzesidee „nahezu identisch“ (108). Freilich meint er dann auch, gerade von der Offenbarung her sei eine recht verstandene Begegnung mit der griechischen Philosophie ermöglicht, ja sogar gefordert (108), trotz der damit gegebenen Gefahren. Die ontische Richtigkeit der in Form und Materie gemeinten Strukturprinzipien wird durch eine Verabsolutierung dieser Prinzipien in der griechischen Philosophie nicht berührt (109). Ebenso beruhen auch die Einwände Dooyeweerts gegen die thomistische Auffassung der Substanz und des Seins weitgehend auf Mißverständnissen. Freilich bleibt immer noch von Calvin her ein tiefgreifender Unterschied: dem Geschöpf wird jede Selbständigkeit abgesprochen. — Hier fragt sich allerdings, ob die „Souveränität im eigenen Kreise“ (128), die auch die kalvinistischen Philosophen der Philosophie zuerkennen, folgerichtig mit der thomistischen „Eigengesetzlichkeit“ der Philosophie gleichgesetzt werden kann. *Tatsächlich* finden wir auch bei diesen Philosophen ein methodisch eigenständiges Philosophieren; aber ist ein solches *grundsätzlich* mit den Prinzipien der kalvinistischen Theologie vereinbar?

de Vries

3. Naturphilosophie. Psychologie und Anthropologie

Bense, M., Der Begriff der Naturphilosophie. 8^o (152 S.) Stuttgart 1953, Deutsche Verlagsanstalt. 8.50 DM. — Die rationale Aufgabe des Geistes besteht für B. in der „authentischen Identifizierung der Dinge, Vorgänge und Gedanken“ „in der Gestalt von Zeichen und Zeichenreihen, die als mathematische Symbole, Worte, Sätze, Bilder . . . usw. auftreten können“. Wissenschaft ist die Durchführung dieser Identifizierung; Philosophie die Identifizierung der Wissenschaften selbst, „eine Folge von Wissenschaften, die . . . unerlässlich sind . . . für die Formulierung der Begriffe, Gegenstände und Verfahren sowie für das Verständnis“ der reinen Natur- und Geisteswissenschaften. Naturphilosophie ist auf die Naturwissenschaft angewandte Philosophie, die in drei Typen auftritt: als exakte Naturphilosophie, d. h. als Methodologie und Grundlagentheorie der Naturwissenschaft, arbeitend vor allem mit den Methoden der mathematischen Logik; als kategorialanalytische Naturphilosophie, die in erkenntnistheoretischer und ontologischer Arbeit die konstituierenden Seinsprinzipien der naturwissenschaftlich gegebenen Welt feststellt; schließlich als metaphysische Naturphilosophie, d. h. als metaphysische Systematik naturwissenschaftlicher Tatsachen im Rahmen eines spekulativen philosophischen Systemdenkens. Durch diese Beziehung der Philosophie auf die Einzelwissenschaften, die für die Naturphilosophie in historischer und systematischer Hinsicht weiter ausgeführt wird, hofft B., in einer „Zeit des philosophischen Zerfalls und der nachlassenden Spannung zum Geist“ „die Philosophie von der Wiederherstellung der vollkommenen Zuständigkeit der Rationalität für Erkenntnis und Mitteilung wissenschaftlicher Art aufs neue zu entwickeln“. Dabei müsse Naturphilosophie immer mit Technikphilosophie verbunden sein, weil der Übergang von der gegebenen Natur zur gemachten Technik ontologisch dem Übergang vom theologischen Seinsverhältnis der klassischen Theodizee zum anthropologischen Seinsverhältnis der modernen Fundamentalontologie entspreche — eine der geistreichen und von viel Belesenheit zeugenden Bemerkungen, an denen diese Programmschrift eines modernen Rationalismus reich ist. Einige Anmerkungen: Die Meinung, daß für Aristoteles Quantitätsverhältnisse nur der Möglichkeit nach zu bestehen schienen (39), stellt doch wohl ein Mißverständnis der 2. Abstraktionsstufe dar. Daß in der Frage der „verschränkten Systeme“ (69 f.) Schrödinger wie Bohr als Gegner der Einsteinschen Auffassung zu interpretieren sei, kann man bei genauerer Kenntnis der Arbeiten Schrödingers kaum glauben; in der Aufzählung der einschlägigen Veröffentlichungen ist die wichtige Arbeit v. Weizsäckers (Zeitschr. f. Physik 70 [1931])

114) nachzutragen. Die quantenphysikalische Äquivalenz der wellenhaften und korpuskularen Darstellung als Beleg dafür anzuführen, daß es der modernen Physik im Sinn Toricellis (46 80) weniger um die wirklichen als um die möglichen theoretischen Zusammenhänge gehe (73), erscheint befremdlich; denn in der Quantenphysik handelt es sich doch lediglich um verschiedene Darstellungen desselben Beziehungsgefüges, bei Toricelli (und Leibniz) dagegen um eine Verschiedenheit der Beziehungsgefüge selbst. Bei der Darstellung der Seinshematik der physikalischen Zeit-Theorien hätte man vielleicht auch die Berücksichtigung der klassischen und quantenphysikalischen Irreversibilitätsproblematik erwartet.

Büchel

Walter, E. J., Erforschte Welt. Die wichtigsten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung (Sammlung Dalp, 5). 2. Aufl. kl. 8^o (363 S.) München 1953, Lehnen. 11.80 DM. — Wäre nicht die ausgesprochen positivistische, „gegen die Schulphilosophie“ (312) gerichtete Polemik, wie sie vor allem im letzten Kapitel („Moderne Naturphilosophie“) zum Ausdruck kommt, so möchte man dieses vorzüglich ausgestattete Bändchen wirklich wärmstens empfehlen. Gedrängt und doch fesselnd, anschaulich und leicht verständlich, erläutert durch 65 Abbildungen, 15 Tafeln und viele Zitate aus Originalarbeiten, wird das gegenwärtige Wissen von der Natur dargeboten; man vergleiche die Kapitel: Das Energieprinzip; Physik der Atmosphäre; Bausteine der Materie; Sonnensystem, Milchstraße und Milchstraßensysteme; Abriss der Erdgeschichte; Vom Einzeller zum Homo sapiens; Großtaten der Medizin. Zwischenhin jedoch wird immer wieder einmal das Schreckgespenst der „metaphysischen Spekulation“ der „Schulphilosophie“ beschworen; z. B. wird mit der Begründung, daß die Theorie eines sich ausdehnenden Weltalls zu spekulativ-metaphysischer Ausbeutung verleiten könne, kurzerhand auf ihre Darstellung verzichtet (152f.) — während gleichzeitig P. Jordan, sicher ein nicht weniger überzeugter Positivist, sich gerade bei seinen Kosmogonie-Entwürfen in bester Übereinstimmung mit den Prinzipien des Positivismus glaubt. Gewiß wird man dem Verf. zustimmen, wenn er z. B. die Gleichstellung des Partikelbildes der Elementarteilchen mit dem „Materiellen“ und des Wellenbildes mit dem „Geistigen“ bei Jeans (316) oder ähnliche Philosophumena mancher moderner Physiker ablehnt; auch gegenüber der Abstammungslehre wahrt der Verf. gebührende Nüchternheit. Die generelle Ablehnung jeglicher parapsychologischer Erscheinungen (10. Kap.) dagegen erscheint ebenso voringenommen und verallgemeinernd wie die im Buch selbst (131) berichtete seinerzeitige grundsätzliche Verwerfung aller Berichte über Meteorfälle durch die Aufklärung.

Büchel

Krüger, J., Das Weltbild der Naturwissenschaften im Wandel der Zeiten. Eine Geschichte der Naturforschung von den Anfängen bis zur Gegenwart. gr. 8^o (149 S.) Paderborn 1953, Schöningh. 4.80 DM; geb. 6. 80 DM. — Der besondere Wert dieser Darstellung liegt in der knappen übersichtlichen Zusammenfassung eines umfangreichen Stoffgebietes (anorganische und organische Naturwissenschaften, Geographie und Astronomie, Technik, allgemein-kultureller und philosophischer Hintergrund), wozu die 6 Zeittafeln am Schluß mit einem stichwortartigen synoptischen Überblick über die Gesamtentwicklung in dem jeweiligen Zeitraum nicht wenig beitragen. Die Gliederung des Stoffes: Antike, Mittelalter, Reformationszeit, aufblühende Naturwissenschaft, Maschinenzeitalter, Atomzeitalter. Wo Wertungen gegeben werden, geschieht es von einem gläubigen christlichen Standpunkt aus; bei der Abstammungsfrage usw. wird sehr nüchtern die Ungeklärtheit der wissenschaftlichen Problemlage festgestellt. Zur Einführung in eine Problemgeschichte oder zur Gewinnung eines Überblickes ist das Buch sehr zu empfehlen.

Büchel

Selvaggi, F., S. J., Problemi della fisica moderna. gr. 8^o (164 S.) Brescia 1953, La Scuola. 1000 L. — Dieses Buch des Kosmologen der Gregoriana bedeutet einen wesentlichen Schritt hin zu dem, was thomistische Naturphilosophie sein sollte: Anwendung der Grundsätze des hl. Thomas auf die unvoreingenommen und uneingeschränkt ernstgenommene moderne Problemlage, auch auf die Gefahr hin, zu Resultaten zu kommen, die den Rahmen der üblichen thomistischen Kosmologie sprengen. Am deutlichsten tritt dieser Charakter des Buches bei der Behandlung

des Problems der absoluten Gleichzeitigkeit (78—98) hervor: Nach Aristoteles und Thomas ist die Einheit der Zeit (das *tempus absolutum unicum*) und damit die Objektivität der Gleichzeitigkeit räumlich entfernter Ereignisse bedingt durch den realen Zusammenhang aller materiellen Geschehnisse mit einem *motus supremus unicus*; da es einen solchen *motus supremus* nach Ausweis der Erfahrungsstatsachen nicht gibt und ebensowenig eine *actio in distans instantanea*, die gegebenenfalls noch als Realfundament für die Einheit der Zeit herangezogen werden könnte, hat es gerade vom scholastischen Standpunkt aus keinen Sinn, von einer objektiven Gleichzeitigkeit räumlich entfernter Ereignisse zu sprechen. In wissenschaftstheoretischer Hinsicht weist der Verf. im Gegensatz zu der Auffassung Maritains, Renoirtes u. a. auch der modernen Physik eine über die metaphysisch irrelevante Phänomenbeschreibung hinausgehende seinerhellende Bedeutung zu (126—129). Wenn in einem gewissen Gegensatz zu dieser aufgeschlossenen Einstellung bei der Besprechung der quantenphysikalischen Unbestimmtheit daran festgehalten wird, daß das Elementarteilchen doch einen bestimmten Ort und Impuls haben „müsse“ (104 134), so scheint sich der Verf. in seinen seitdem erschienenen Veröffentlichungen doch der Auffassung zu nähern, daß die selbstverständliche seinsmäßige Bestimmtheit des Mikroobjekts nicht mit der Bestimmtheit seiner inadäquaten klassisch-physikalischen Bestimmungsstücke gleichgesetzt werden darf. Im übrigen ergeben sich die behandelten Themen aus den Überschriften der 4 Hauptteile: „Wesen der Physik“, eine Auseinandersetzung mit dem Positivismus; „Relativitätstheorie“, wo man vielleicht eine Ausdehnung der Betrachtungen auch auf die Relativität räumlicher Längen gewünscht hätte; „Quantenphysik“, wo vor allem das Determinismus- und das Substanzproblem behandelt werden und die bekannten Einwände sich als gegen den kantischen, nicht den scholastischen Substanzbegriff gerichtet erweisen; „Wissenschaft und Glaube“ mit dem Eingehen auf die strukturell bedingten Spannungsmomente zwischen wissenschaftlicher und glaubensmäßiger Erkenntnis. — Ein wohlthuendes Buch; wenn nicht alle Abschnitte dem philosophisch-theologisch Geschulten neue Gedanken bieten können, so sind vielleicht gerade diese Stellen dem von der Naturwissenschaft kommenden Leser am wertvollsten. Büchel

Kane, W. H., Corcoran, J. D., Ashley, B. M., Nogar, R. J., *Science in Synthesis. A Dialectical Approach to the Integration of the Physical and Natural Sciences. Report of the Summer Session, July 1952, of the Albertus Magnus Lyceum for Natural Science.* 8^o (XII u. 289 S.) River Forest (Ill.) 1953, The Aquinas Library, 3.50 Doll. — Das Albertus-Magnus-Lyceum ist eine Art Seminar für Philosophie der Naturwissenschaften im Studienhaus des Dominikanerordens zu River Forest; Mitglieder sind elf Professoren dieser wie anderer dominikanischer Studienanstalten. Überspezialisierung und Auflösung der Einzelwissenschaften sowie Unklarheit und Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der Ziele und Methoden wissenschaftlicher Arbeit werden mit ihren Auswirkungen auf Bildungswesen und soziale Verhältnisse als Hauptprobleme angegeben, deren Studium die (streng thomistisch orientierte) Arbeit des Seminars gelten soll. Geplant ist vor allem eine Reihe von „Summer Sessions“ zusammen mit Vertretern der Fachwissenschaften; über die erste in den fünf Juliwochen 1952 wird hier in sehr übersichtlicher und klarer Weise berichtet. Je eine Woche war den Problemen der Physik, Chemie, Biologie und Psychologie gewidmet, die fünfte dem Versuch einer ersten synthetischen Zusammenfassung. In den Sitzungen am Vormittag wurden unter der Leitung eines der Mitglieder des Lyceums die einschlägigen modernen Probleme diskutiert; die Sitzungen am Nachmittag machten auf allgemeinen Wunsch hin mit den entsprechenden Problemen in der aristotelischen Naturwissenschaft bekannt. Um der Verschiedenheit der wissenschaftlichen Fachbildung der Teilnehmer Rechnung zu tragen, ging man in der Diskussion von relativ einfachen, aber doch für die betreffende Wissenschaft typischen Fragestellungen aus: in der Physik von den Pendelversuchen Galileis, in der Chemie vom periodischen System, in der Biologie von der Entdeckung des Blutkreislaufs durch Harvey und in der Psychologie von Behaviourismus und Psychoanalyse. In methodischer Hinsicht darf man diese Summer Session sicher als geschickt geplant, zielsicher geleitet und insofern wegweisend für ähnliche Veranstaltungen bezeichnen; bezüglich des Inhaltlichen hätte man, jedenfalls bei den physikalischen und chemi-

schen Fragen, wohl eine größere Aufgeschlossenheit für den positiven Gehalt der modernen wissenschaftlichen Methodik gewünscht. Infolgedessen zeigten sich die theoretischen Physiker unter den auswärtigen Diskussteilnehmern gegenüber den vorgeschlagenen thomistischen Lösungsansätzen recht skeptisch, etwas weniger die Experimentalphysiker und noch weniger die Chemiker, während Biologen und Psychologen am aufgeschlossensten waren — eine Stufung, wie man sie auch sonst bei ähnlichen Gelegenheiten meist findet und vielleicht als Hinweis auf die verschiedene Sachdienlichkeit der jeweiligen thomistischen Lösungsvorschläge gelten lassen kann. Resultate, die über den Rahmen der bekannten thomistischen Kosmologie und Psychologie hinausgingen, konnte man von dieser ersten Veranstaltung noch nicht erwarten; man wird jedoch der weiteren Arbeit des Lyceums mit Interesse entgegensehen.

Büchel

Juhos, B., Die Erkenntnis und ihre Leistung. Die naturwissenschaftliche Methode. 8^o (262 S.) Wien 1950, Springer. 16.— DM. — J., positivistischer Erkenntnis- und Sprachlogiker, stellt sich die bisher von positivistischer Seite kaum behandelte Unterscheidung der logisch verschiedenen Arten von empirischen Sätzen zur Aufgabe. Je nachdem, ob ein empirischer Satz im Fall seiner Falschheit sinnvollerweise als Irrtum bezeichnet werden kann oder nicht, unterscheidet J. „empirisch-hypothetische Sätze“ und „Konstatierungen“ (wie z. B.: „Ich sehe etwas Rotes, Viereckiges“). Ist eine Gruppe von Konstatierungen erfahrungsgemäß immer zugleich wahr oder falsch, so führt dies zusammen mit dem jeder Hypothesenbildung zugrunde liegenden irrationalen Glauben, daß eine Ereignisfolge unter ähnlichen Umständen sich ähnlich wiederholen werde, wie sie es bisher tat, zu einem empirisch-hypothetischen „singulären Satz“ wie z. B. „Dies ist ein Tisch“, „Karl ist blond“. Hat man nun zwei Reihen singulärer Sätze, die sich jeweils auf gleichartige Fälle beziehen, und ist erfahrungsgemäß mit der Wahrheit eines Satzes der 1. Gruppe (A-Satz) immer auch die eines Satzes der 2. Gruppe (B-Satz) gegeben, während das Umgekehrte nicht immer der Fall ist, so ergibt sich daraus als „Gesetz erster Stufe“ die empirische Implikation „Auf A folgt B“, z. B.: „Bei Erwärmung von 15° auf 16° dehnt sich das Wasser um den und den Bruchteil seines Volumens aus“. Hat man nun weiter eine Reihe von Gesetzen 1. Stufe, die etwa die Ausdehnung des Wassers bei Erwärmung von 15° auf 16°, von 20° auf 21°, von 25° auf 26° usw. betreffen, und stellt zwischen den *Änderungen* der darin auftretenden Größen einen *stetigen* Zusammenhang fest, so führt die hypothetische Verallgemeinerung dieses Zusammenhangs zu einem „Gesetz zweiter Stufe“. Wird der vom Gesetz behauptete stetige Zusammenhang an einzelnen Stellen von der Wirklichkeit durchbrochen, so ist dies eine „Anomalie“ wie z. B. die Anomalie des Wassers unterhalb 4°. Aus diesen Grundvoraussetzungen leitet J. dann die naturwissenschaftliche Methodik ab; und wenn man auch die positivistische Grundeinstellung und ihre Folgerungen ablehnen muß, so findet man doch viele interessante und anregende Bemerkungen z. B. über physikalische Konstanten und Funktionen, über das Verifikationsverfahren, über den Zahl- und den Wahrscheinlichkeitsbegriff usw. Bezüglich zweier Punkte wird man jedoch gesondert Bedenken anmelden müssen: Nach J. können statistische Gesetze niemals Gesetze 2. Stufe sein, weil bei ihnen die für die Gesetze 2. Stufe charakteristische Möglichkeit des Auftretens einer Anomalie prinzipiell ausgeschlossen sei (75 215). Träfe dies zu, dann könnte wohl auch das Verhalten von Wasser unterhalb 4°, das J. selbst als Musterbeispiel einer Anomalie anführt, keine solche darstellen; denn der Zusammenhang der Temperatur- und Volumenänderungen ist wie alle thermischen Gesetzmäßigkeiten nur statistischer Art. Und ist es, allgemein gesprochen, keine Anomalie, wenn das Verhalten eines Kollektivs in regelmäßiger Weise von einem extrapolierten statistischen Gesetz abweicht? Des weiteren vermag die Begründung der intersubjektiven Verständlichkeit von Ausdrücken wie „grün“, „rot“, „bitter“ usw., die J. gibt, nicht recht zu befriedigen. Gewiß lehnt J. mit Recht die Auffassung von Carnap, Neurath, Popper u. a. ab, die den Satz „Ich sehe grün“ im Sinn von „In meinen Augen und meinem Gehirn spielen sich die und die physiologischen Prozesse ab“ umdeuten wollen. Aber bleibt es nicht trotz der sehr positivistischen Ausführungen von J. (20 f. 243 ff.) im Prinzip immer möglich, daß zwei Menschen mit dem gleichen Wort „rot“ zwei ganz verschiedene subjektive

Sinnesqualitäten bezeichnen und so einander in Wirklichkeit gar nicht verstehen? J. würde vielleicht einwenden, daß die beiden sich dann gar nicht in vernünftiger Weise über die „rote“ Farbe unterhalten könnten, was sie doch erfahrungsgemäß tun (139); aber genügt zur Ermöglichung einer solchen Unterhaltung nicht die Auslösung der verschiedenen subjektiven Empfindungsqualitäten durch den gleichen äußeren Reiz?
Büchel

Fogarasi, B., Kritik des physikalischen Idealismus. 8^o (116 S.) Berlin 1953, Aufbau-Verlag. 3.90 DM. — Eine Auseinandersetzung des dialektischen Materialismus mit der von Bohr und Heisenberg begründeten Interpretation der Quantenphysik. Manche kritischen Bemerkungen wären berechtigt, wenn die Gleichsetzung von (erkenntnistheoretischem) Realismus und Materialismus unterbliebe; der größte Teil der Schrift gehört zur üblichen primitiv-propagandistischen Literatur des dialektischen Materialismus.
Büchel

Louis de Broglie, physicien et penseur. Hrsg. v. A. George. 8^o (XI u. 497 S.) Paris 1953, Michel. 870.— Fr. — Eine Festschrift zum 60. Geburtstag des Begründers der Wellenmechanik, die in 40 Beiträgen führender theoretischer Physiker Inhalt, Deutung und Anwendung der Wellenmechanik, die Theorie des Lichts und der Elementarteilchen sowie verschiedene Einzelprobleme behandelt, abgeschlossen durch eine Selbstbiographie der wissenschaftlichen Tätigkeit des Jubilars mit entsprechender Bibliographie. Von besonderer Bedeutung für den Naturphilosophen sind zwei der behandelten Themengruppen: 1. Zu der Frage nach der *inhaltlichen Interpretation der Wellenmechanik* äußern sich *A. Einstein* und *E. Schrödinger* im Sinn ihrer bekannten realistischen Auffassung (vgl. dazu und zum Folgenden Schol 29 [1954] 235 ff., bes. Anm. 14). *W. Pauli* wendet sich in einer Kritik der Bohmschen onde-pilote-Theorie gegen die Erwartung, daß irgendwelche verborgenen Parameter bei einer Verfeinerung der quantenphysikalischen Grundgleichungen doch noch physikalisch faßbar werden könnten; *P.* glaubt, daß bei dieser Voraussetzung schon in dem anerkannten Gültigkeitsbereich der heutigen Gleichungsformen Widersprüche zu der Erfahrung auftreten müßten. *J. L. Destouches* bestreitet, daß durch die Bohmsche Theorie der v. Neumannsche Beweis für die Unmöglichkeit verborgener Parameter widerlegt sei; denn bei v. Neumann gehe es um Parameter, die sämtlich dem beobachteten Objekt angehören, während bei Bohm ein Teil der Parameter dem Meßinstrument angehört. *A. March* schlägt vor, Elementarteilchen nicht als „Substanzen“, sondern als „Formen“ aufzufassen, und hofft, auf diese Weise eine innere Begründung des Pauli-Prinzips zu gewinnen; eine zweifellos interessante, aber letzten Endes wohl doch nicht durchführbare Anregung. — 2. Mit der *Irreversibilität* des Naturgeschehens befassen sich drei Beiträge von *H. Reichenbach*, *S. Watanabe* und *O. Costa de Beauregard*. In der klassischen Physik war bekanntlich das mikrophysikalische Einzelgeschehen reversibel, und die Irreversibilität des Naturablaufs (Zunahme der Entropie) kam erst durch die statistische Betrachtung einer makrophysikalischen kollektiven Vielheit von Einzelprozessen in die physikalische Naturbeschreibung hinein. Die gleiche statistische Betrachtungsweise führte aber zu der paradoxen Folgerung, daß nicht nur beim Vorausrechnen in die Zukunft, sondern auch beim Zurückrechnen in die Vergangenheit die Entropie um so mehr zunehmen mußte, je weiter man sich von dem jeweiligen Ausgangspunkt der Rechnung entfernte. *H. Reichenbach* und *S. Watanabe* glauben nun, in dem quantenphysikalischen „Umschlagen“ der Zustandsfunktion bei der Vornahme einer Messung, in dieser „Aktualisierung“ bis dahin nur „möglicher“ Zustände den physikalischen Grund der Irreversibilität des Naturgeschehens suchen zu sollen, während *O. Costa de Beauregard* darauf hinweist, daß diese quantenphysikalische Irreversibilität ebenso makrophysikalischer, statistischer und problematischer Natur ist wie die klassisch-physikalische. *L. Brillouin* zeigt schließlich, daß jede ordnende Tätigkeit eines Sinnenwesens mehr Ordnung verbraucht (durch die Zunahme der Entropie bei den erforderlichen sinnlichen Wahrnehmungen) als neu erzeugt; demnach wäre also zu erwarten, daß der betreffende „geordnete“ Endzustand auch ohne die Tätigkeit des Sinnenwesens von selbst entstehen könnte — ein Problem, dessen philo-

sophische Klärung im Hinblick auf Finalitätsbetrachtungen ebenso wünschenswert erscheint wie allgemein die Beachtung der vielfältigen Anregungen dieses Buches.

Büchel

Keindl, J., Altern, Erde und Weltall? Eine Untersuchung über Energiehaushalt und Einheit der physikalisch erfassbaren Welt. 8^o (95 S.) Wien 1951, Lichtner. — Aus ähnlichen Gründen wie die dynamistischen Theorien von Leibniz und Kant oder von Palmieri, doch anscheinend ohne diese zu kennen, fordert K. einen Aufbau der Materie aus nicht mehr ausgedehnten Elementarsubstanzen. Gegenstand der physikalischen Forschung sind jedoch nicht diese Elementarsubstanzen selbst — sie sind, weil nicht ausgedehnt, auch nicht meßbar —, sondern die als qualitativ gleichartig vorausgesetzten Beziehungen zwischen ihnen. Eine physikalische Messung ist nach K. ein Vergleich der Anzahl der Beziehungen, die zwischen verschiedenen Elementarsubstanzen bestehen; aus der Verschiedenheit dieser Zahlen ergibt sich die räumliche Ordnung — wie, ist nicht gesagt. Geschehen ist Veränderung der Zahl der Beziehungen; folglich (?) läuft das Geschehen um so rascher ab, je größer die Zahl der Beziehungen, d. h. je mehr Masse vorhanden ist; denn die Masse setzt K. als ein Maß der Beziehungen an. Aus diesen Hypothesen werden dann einige Folgerungen vor allem kosmogonischer Art so abgeleitet, daß sie sich in größtenteils noch ziemlich undurchsichtigem empirischen Material bestätigen sollen. — Wenn man manchen der Aufstellungen K.s zustimmen wird, so doch meistens aus anderen Gründen, als K. sie anführt.

Hecht, H., Vier Fragen an den Weltäther. 8^o (44 S.) Göttingen-Frankfurt-Berlin 1954, „Musterschmidt“. 2.70 DM. — Der Verf. ist als Physiker in der Industrie tätig und hat darum das Bedürfnis, sich und anderen theoretisch schwierige Dinge durch anschauliche Analogien verständlich zu machen. Daher die vier Fragen: „Wie kann man es sich vorstellen“, 1. daß Licht und Gravitation sich durch den leeren Weltraum ausbreiten, 2. daß diesem leeren Raum eine meßbare Eigenschaft, nämlich die Lichtgeschwindigkeit, zukommt, 3. daß diese von der Geschwindigkeit der Lichtquelle und 4. des Beobachters unabhängig ist. Zu 1: Es gibt nach Einsteins eigenen Worten auf jeden Fall einen Äther. In einem absolut leeren Raum gäbe es weder eine Lichtfortpflanzung noch überhaupt räumlich-zeitliche Entfernungen. Nur darf man diesen Äther nicht wie einen Stoff, aus Teilchen aufgebaut, denken; der Bewegungsbegriff darf auf ihn nicht angewendet werden. Ein solches materielles Etwas ist freilich unvorstellbar. Dennoch findet H., durch einen Vortrag von P. Jordan über die Entstehung der Novae angeregt, eine Entsprechung in der Physik: die materielle Energie eines elektromagnetischen Feldes, auch Strahlungsenergie genannt. Einen Raum, der weder Materie noch Strahlung enthält, gibt es in der Welt nicht. Das Vorhandensein dieser Strahlung läßt sich nur bei Störungen ihres sonst gleichmäßigen Zustandes experimentell nachweisen, also durch Vorgänge auf dem Gebiet der elektromagnetischen Wellen, auch durch Verwandlung von Materie in Strahlung und umgekehrt. Die letztgenannte Tatsache läßt übrigens auch die Gravitation leichter begreiflich erscheinen; es besteht eben eine innere Verwandtschaft zwischen der Materie und dem an Materie, nicht aber an Energie „leeren“ Weltraum. Damit ist die 1. Frage gelöst. Das eigentliche Problem steckt in der 2. Frage; sie kann auch so gestellt werden: Wie kommt es, daß nach W. Weber die Lichtgeschwindigkeit aus Influenz- und Induktionskonstante berechnet werden kann? Das geht an, wenn der Weltraum nicht absolut leer, sondern ein Strahlungsmeer ist, in dem sich Störungen naturgemäß mit einer bestimmten Geschwindigkeit ausbreiten; diese hängt wieder mit dem vorhandenen Energieinhalt und seiner dem jetzigen Expansionszustand der Welt entsprechenden Dichte ab. Von da aus versteht man auch, warum die Licht- und Gravitationsgeschwindigkeit (wie man allerdings nur vermutet) gleich sind und ihr Betrag auch aus der Gravitationskonstante in Verbindung mit der Massendichte des Weltalls berechnet werden kann. Einsteins Masse-Energie - Äquivalenz und die drei beobachtbaren Folgerungen aus der allgemeinen Relativitätstheorie erscheinen so in neuem Licht. Hält man daran fest, daß die Strahlungsquelle zunächst den Äther (das Feld) erregt und dieser die Erregung weiterleitet, so ist die 3. Frage bald geklärt. Schwieriger ist der letzte Punkt. Doch

auch hier gelingt es dem Verf., durch ein geschickt gewähltes Vergleichsexperiment aus der Welt des Schalles den widerspruchsvoll erscheinenden Michelson-Versuch der „Vorstellung“ näher zu bringen. Zum Abschluß weist H. auf eine Möglichkeit hin, wenigstens indirekt die Existenz des Weltäthers aufzuzeigen: Wie große Schallenergien (bei Explosionen) die Eigenenergie der übertragenden Gasmolekel wesentlich beeinflussen und dadurch die Schallgeschwindigkeit verändern, so könnte ähnlich eine sehr starke Lichterregung das Medium und damit die Lichtgeschwindigkeit ändern. Darum bittet der Verf. alle, die mit Atombomben experimentieren, die Lichtgeschwindigkeit in der Nähe des Explosionsherdes zu überprüfen. (Vielleicht könnten solche Beobachtungen auch an einer kosmischen Explosion angestellt werden!) — Das mit wohlthuender Klarheit und Wärme geschriebene Heft verdient das volle Interesse des Naturphilosophen; rührt es doch an Grundfragen des Materieproblems.

Pohl

Fleischer, P., Vom Lichte und von der Materie der leblosen Körper. 8^o (76 S.) Stuttgart 1952, Riegler. 2.50 DM. — Wäre die Beweisführung kritischer, der Aufbau sorgfältiger und würden Aristoteles oder Thomas wenigstens einmal genannt, so könnte man auf weite Strecken meinen, es mit einer vorgalileischen scholastischen Naturphilosophie zu tun zu haben. Nur tritt an die Stelle der allgemeinen Ursächlichkeit der Himmelskörper das „selbsttätige Licht der Sonne“, und merkwürdigerweise soll dieses gleiche Sonnenlicht auch als Individuationsprinzip fungieren. — Mit einer solchen Schrift, die an einer dreihundertjährigen Entwicklung der physikalischen Erkenntnis einfach vorübergeht, ist dem Anliegen moderner scholastischer Naturphilosophie nicht gedient.

Büchel

Dessauer, Fr., Quantenbiologie. gr. 8^o (178 S., 43 Abb.) Berlin-Göttingen-Heidelberg 1954, Springer. 18.60 DM. — Wir begrüßen dankbar, daß der Begründer eines neuen Wissenszweiges hier eine Einführung zu diesem wichtigen Fach bietet. Was im Jahre 1922 noch wie eine kühne, phantastische Theorie erschien — nämlich „die Anwendung der Planckschen und Einsteinschen Vorstellungen über den quantenhaften Wirkungs-austausch zwischen Strahler und Feld und über die diskontinuierliche Struktur der elektromagnetischen Wellen (Photonen) auf biologische Probleme“ (1) —, das ist heute zu einem vielbearbeiteten Gebiet der Biophysik geworden. In vier Kapiteln wird der inzwischen gewaltig angewachsene Wissensstoff ausgebreitet: 1. Biologische Quantenphysik; 2. Formalismus der quantenbiologischen Depot-(=Treffer-)Theorie; 3. Quantenbiologie in der Genetik; 4. Neuere Ergebnisse und Probleme. Wertvoll sind auch die zahlreichen methodischen und historischen Hinweise, die wohl keiner besser geben konnte als der Begründer dieses Forschungszweiges, der leider 1933 durch die Machtergreifung des Nationalsozialismus aus seinem Forschungsgebiet herausgerissen wurde. Aber der große zündende Gedanke hat auch den zweiten Weltkrieg überstanden und hat sich stark ausgeweitet. In den späteren Arbeiten von Timoféeff-Ressowsky, Zimmer, Delbrück u. a. hat er eine besondere Fruchtbarkeit für die Genetik erwiesen. Im 3. Kapitel entfaltet der Verf. die Entwicklung in der Genetik, wobei er besonders für den in den biologischen Grundlagen weniger geschulten Physiker gute Einleitungen bietet. Es wäre vielleicht zu wünschen, daß in einer Neuauflage auch für den Biologen entsprechend die physikalischen Voraussetzungen der Theorie etwas ausführlicher dargestellt werden. Für den Naturphilosophen ist bedeutungsvoll das 1. Kapitel des Anhangs: „Bemerkungen über die Anwendung physikalischer Gedankengänge und mathematischer Formalismen auf biologische Probleme“.

Haas

v. Eickstedt, E., Die Forschung am Menschen. 13. Lieferung. 4^o (S. 1513 bis 1648) Stuttgart 1954, Enke. 19.— DM. — Von dem großangelegten Werk des bekannten Mainzer Anthropologen liegt hier die 13. Lieferung vor, die „die Verhaltensweisen der Form“ behandelt, d. h. die Grundzüge einer psychologischen Anthropologie. Das ganze Werk gliedert sich in die folgenden Teile: 1. Einführung und Grundbegriffe (Der Mensch als Gegenstand der Wissenschaft, Wesen und Gliederung des Rassenbegriffs, Volkskörper, Nation, Typus, die heutige Anthropologie nach Ländern und Richtungen); 2. Die Geschichte der Forschung am Menschen;

3. Die Arbeitsweisen der ganzheitlichen Anthropologie; 4. Das Wesen: die Lebensabläufe der Form; 5. Der Ansatz: die Körperlichkeit der Form; 6. Die Auswirkung: die Verhaltensweisen der Form (Erscheinung und Methode, der Aufbau der Charaktere, die typischen Manifestationen, Philosophie und Mensch). Der Verf. bemüht sich immer wieder, den ganzheitlichen Gesichtspunkt in der „Humanbiologie“ durchzuführen. „Denn lebendige Form ist lebendig, weil sie über Gestalt und Gliederung hinaus auch Getriebe und Gehabe, also Dynamik zeigt. Das ist jene stets sprunghafte, drängende und suchende Aktivität, die aus Arten neue Arten, aus Kindformen Erwachsene und aus kindhaften oder erwachsenen Körpern zielstrebig handelnde und erlebende Leibhaftigkeiten entstehen läßt“ (1513). „Ganzheit bedeutet dem Biologen wie Psychologen das Zusammenspiel lebendiger Strukturen und mithin die Eigengesetzlichkeit einer lebendigen Gestalt“ (1515). Beim „Körper-Seele-Problem“ (wie es Verf. im Gegensatz zur üblichen Terminologie nennt) vertritt der Verf. den „Komplementarismus“ (1534 ff.), eine Theorie, die von den atomaren Grundprinzipien her alles — auch das Seelische — aufzubauen sucht. Das Leben selbst wird als „eine spezielle atomare Eigenschaft“, genau wie Magnetismus oder Radioaktivität, betrachtet (1561). „Die Eigenschaften des Belebten und Beseelten sind also die Eigenarten des C-Atoms“ (1561). Trotzdem will der Verf. nicht dem Materialismus das Wort reden. Er unterscheidet ferner „vier organische Schweregewichtssphären der psychischen Transformationsapparatur“ (1592): 1. die neutrale Wirkosphäre für die vitalen Antriebsfunktionen; 2. die basale Wirkosphäre für die unterbewußten Erfahrungshandlungen; 3. die thymale Wirkosphäre vorwiegend für die fühlhaften Wertungsfunktionen; 4. die kortikale Wirkosphäre vorwiegend für die bewußtheitlichen Denkfunktionen. Ein Überblick über das schwierige Problem „Lokalisation und Integration“ beschließt die an Tatsachen wie an kühnen, ja zu kühnen Spekulationen (z. B. Aufbau des Psychischen und Vitalen aus atomaren Gesetzmäßigkeiten) reiche Schrift.

Haas

Rostand, J., Die Biologie und der Mensch der Zukunft. 8^o (126 S.) Darmstadt o. J., Holle. 4.80 DM. — Wenn man die einzelnen Titel der Kapitel des kleinen Buches liest wie z. B. Verjüngung durch Hormone, Züchtung höherentwickelter Menschen, Fortpflanzung ohne Mann, Geschlechtsbestimmung nach Belieben, Ekto-genese oder Schwangerschaft in der Retorte, der Übermensch usw., so ist man unwillkürlich geneigt, hier einen biologischen „Schauerroman“ anzunehmen. Dennoch stammt das Buch von einem der bekanntesten französischen Biologen, der den Wunsch hat, mit Hilfe der Biologie nicht nur „Krankheiten zu bekämpfen, das Anormale zu normalisieren — sie (die Biologie) möchte auch das Normalé verbessern, den allgemeinen Gesundheitszustand erhöhen und allen Menschen zu den physischen oder geistigen Eigenschaften verhelfen, mit denen die Natur nur eine Elite von Auserwählten bedacht hat. Da es heute schon Hundertjährige gibt — warum sollten dann nicht alle Menschen hundert Jahre alt werden? Da es heute schon geniale Menschen gibt — warum sollte man dann nicht allen menschlichen Wesen zu geistiger Bedeutung verhelfen? (Vorwort.) Dem Verf. scheint es allerdings nicht voll bewußt zu sein, daß es sich beim Menschen um wesentlich mehr als um eine rein biologische „Sache“ handelt. „Im Namen der menschlichen Freiheit und Würde wird man sich bemühen, den Menschen vor sich selbst zu schützen . . . Aber man wird so nur einen Aufschub erreichen, denn in all diesen Dingen behält die Wissenschaft immer das letzte Wort“ (11). An verschiedenen Stellen warnt der Verf. allerdings vor übertriebenen Erwartungen (z. B. Organverpflanzungen zwischen Mensch und Tier, Sterilisation). An zahlreichen Stellen aber erweckt er sicherlich durch literarisch übertriebene Formulierungen gerade solche falsche und verhängnisvolle Vorstellungen (z. B. Unsterblichkeit der Einzeller und potentielle Unsterblichkeit der Gewebekulturen, Todesproblem, Parthenogenese beim Menschen). So sehr wir auch die erstaunlichen Entdeckungen der modernen Biologie bewundern, so wirkt doch die meist voreilige Übertragung biologischer Befunde vom Tier auf den Menschen recht unwahrscheinlich und teilweise sogar abstoßend (z. B. Kapitel über die Fortpflanzung). Man möchte als Motto über das ganze Büchlein den Satz setzen, den Verf. S. 62 schreibt: „Gebe der Himmel, daß uns die Wissenschaft nicht noch viel beängstigendere Aussichten eröffnet.“ Die Menschheit zittert vor der Atom-

bombe, die uns der physikalisch-technische Fortschritt beschert hat. Wird es uns gelingen, die noch viel verhängnisvollere „biologische Atomzerrümmung“ zu verhüten oder in menschenwürdige Bahnen zu lenken?
 Haas

Metzger, W., Gesetze des Sehens. 8^o (470 S.), Frankfurt a. M. 1953, Kramer. 28.—DM. — Die Aufsätze, die in diesem gut ausgestatteten Werke zusammengefaßt wurden, sind zum größeren Teil in den Berichten der Sendenbergschen Naturforschenden Gesellschaft „Natur und Volk“ erschienen. Sie hat auch die Herausgabe dieses Bandes mit mehr als 500 Bildern übernommen. Das Buch trägt keinen exklusiv wissenschaftlichen Charakter, es richtet sich vielmehr auch an weitere Kreise, die die notwendige Allgemeinbildung mitbringen und an den psychologischen Gesetzen des Sehens interessiert sind, etwa als Architekten, Maler, Fachleute für Film oder Fernsehen, Bühnenbildner, Kunsterzieher. Man wird bei der Lektüre dieses Buches aber stets von dem Gefühl begleitet, daß es auf den Fundamenten gründlicher wissenschaftlicher Untersuchung ruht, auch dort, wo der Verf. in sehr anschaulicher Weise den Auswirkungen der Gesetze des Sehens nachgeht, die jeder im Alltagsleben z. B. einer holperigen Straße (357 f.), in der Beobachtung der Natur, im Lichtspiel studieren kann. Auf einige dieser Aufsätze sei hier ausdrücklich hingewiesen: Rätselbilder in unserer täglichen Umgebung (11—44); Gestaltgesetze im Dienste der Tarnung (104—126); Die Farben der Dinge (176—199); Wie wird aus der Breite Tiefe? (260—298); Der Scheinkörper und der Raum im Lichtspiel (318—356); Von gesehener Bewegung (402—445). In einem Kapitel legt der Verf. eine neue Theorie über das zweiäugige Sehen der Tiefe dar (287—298), die wesentlich auf der Hypothese einer gegenseitigen Anziehungskraft der in beiden Sehbahnen vorhandenen Bilder beruht. Die Hypothese, für die M. beachtliche Gründe anführt, muß weiterer Diskussion überlassen bleiben. Am Schluß der einzelnen Kapitel werden die Spezialuntersuchungen angeführt, auf die der Verf. sich stützt. Das letzte Kapitel (457 bis 470) enthält mehr philosophische Reflexionen über die ontologische Stufe der Gesetze des Sehens — sie werden als geistige Gesetze aufgefaßt — sowie über das Verhältnis von Seele, Geist, Körper und allgemeinem Sein. Die Eigenart und auch ein Vorzug psychologischer Erkenntnisse wird darin gesehen, daß ihnen im Gegensatz zu den Naturwissenschaften das Objekt unmittelbar gegeben ist, nicht auf dem Umwege über Abbilder und Anzeichen der Dinge. Dieser Vorzug besteht sicher, soweit es sich dabei um die unmittelbar gegenwärtigen eigenen Bewußtseinsphänomene handelt. Es erscheint jedoch zweifelhaft, ob auch die Erkenntnis des transphänomenalen seelischen Seins, der Seele selber also und des Geistes, als unmittelbar bezeichnet werden kann. Allerdings scheidet auch hier der verwickelte Weg über Lichtschwingungen und Schallwellen aus, auf den die Naturwissenschaften ihrem Wesen nach angewiesen sind (vgl. 470).
 Gilen

Krudewig, M., Die Lehren von der visuellen Wahrnehmung und Vorstellung bei Erich Rudolf Jaensch und seinen Schülern. gr. 8^o (397 S.) Meisenheim 1953, Westkulturverlag. 18.50 DM. — Mit dieser Kölner Habilitationsschrift hat die Verf. zweifellos einen gewichtigen Beitrag zur allgemeinen Psychologie und besonders zur Wahrnehmungs- und Vorstellungslehre geliefert. Die umfangreiche Arbeit beruht auf gründlicher Kenntnis des gesamten Schrifttums der von Jaensch begründeten Marburger Schule, auf einer genauen, über mehrere Jahre sich hinziehenden experimentellen Nachprüfung der Ergebnisse Jaenschs, sowie auf eigenen Untersuchungen über die Ontogenese der Wahrnehmungen und Vorstellungen, über die Entwicklung formaler Grundcharaktere der visuellen Wahrnehmungen, über Sehdingtiefe, Sehdinggrößenkonstanz und Sehdingfarbenkonstanz. Die Kritik an den vielen, um nicht zu sagen an den meisten Theorien Jaenschs, auch der Aufweis von Widersprüchlichkeiten, verläßt nirgends den Boden der Sachlichkeit. Man vergleiche unter dieser Rücksicht etwa die Untersuchungen über Jaenschs genetische Deutung des Tetanoiden und die genetische Stufenzuordnung des Basedowoiden (besonders 50—68) oder auch die Darlegungen zu der Annahme Jaenschs, daß alle Formen des Nachbildes und des Vorstellungsbildes sich allmählich aus den Anschauungsbildern herausdifferenzieren (145—156). In diesem Zusammenhang ist die Tatsache bemerkenswert, daß es der Verf. nicht gelungen ist, bei Kölner Kindern (neun- bis

vierzehnjährigen Volksschülerinnen) im Experiment einwandfrei Anschauungsbilder zu erzeugen (10). — Das Buch von K. umfaßt fünf Teile: Ausgangspunkt der Eidetik (14—130); Theorie der visuellen Gedächtnisinhalte (131—156); Genetische Gesamtheorie der visuellen Perzeptionsinhalte (157—278), darin ein Kapitel, in dem die Theorien Jaenschs und Lindworskys über das Entstehen der visuellen Wahrnehmungs- und Vorstellungsinhalte miteinander verglichen werden (257—278); Gesamtdeutung der visuellen Empfindungen (279—357); Theorie des visuell perzeptiven Denkens (358—373). Aus den Untersuchungen des 4. Teiles ergibt sich mit Sicherheit, daß Jaenschs Theorie über die phylogenetische und ontogenetische Entwicklung der okularen Funktion wissenschaftlich nicht aufrechterhalten werden kann. Jaensch hat die These vertreten, daß der Mensch ursprünglich für das kurzwellige Licht empfindlicher war bzw. ist und daß die Empfindlichkeit für die langen Lichtwellen sich erst später herausbildet. Auch dem erwachsenen Kulturmenschen sei die primordiale „Seh-schicht“ noch nicht ganz verlorengegangen. Ein besonderes visuell perzeptives Denken und auch ein besonderes eidetisches Denken, wie Jaensch postuliert, ist nach K. nicht anzunehmen (361—373). Dagegen scheinen die Einwände gegen die Gleichsetzung von Denken und Beziehungserfassung, wie sie auch K. im Anschluß an die Kälteschule vertritt, noch nicht restlos geklärt zu sein. Auch K. selber räumt ein, daß Denkfunktionen nicht bloß auf das Erfassen von Beziehungen, sondern auch auf das „Setzen von Beziehungen“ gehen können (373). Es ist aber zu fragen, ob diesem Setzen von Beziehungen nicht ein denkendes Erfassen der Relate (von denen auch K. spricht) vorausgeht oder wenigstens vorausgehen kann, die aber in diesem Stadium nur als *potentielle* Relate angesehen werden können, deren wirkliche Relationen nicht erkannt und deren mögliche Relationen in der intentionalen Ebene noch nicht gesetzt sind. Das reiche Literaturverzeichnis umfaßt 425 Nummern und wird von jedem dankbar begrüßt werden, der sich eingehender mit den Fragen der Wahrnehmungs- und Vorstellungspsychologie befaßt.

Gilen

Clostermann, G., Das weibliche Gewissen. Seine mannigfachen Erscheinungsweisen nach Formen, Wertinhalten und individueller Reifung. 8^o (247 S.) Münster 1953, Aschendorff. 13.25 DM. — Wer dieses nicht lesbare Buch von C. durchgearbeitet hat, wird es bedauern, daß der Verf. auf eine Zusammenfassung seiner Ergebnisse verzichtet hat. Er begründet diesen Verzicht damit, daß eine solche Zusammenfassung „zu weitschichtig würde“ (224). Vielleicht hätte er seinem Buche und dessen Lesern einen Dienst erwiesen, wenn er den Schwierigkeiten, die ihm hier persönlich auftauchten, nachgegangen wäre und dementsprechend in einigen Partien eine andere Gestaltung gefunden hätte. Diese Schwierigkeiten liegen, wie uns scheint, mehr in der Form der Darstellung als im Inhalt der Untersuchung. Hier hätte der Verf. doch wohl seiner Neigung (und seiner Begabung) zum Systematisieren stärkere Zügel anlegen können. Der Wert seines Buches — es ist bereits die 2. Aufl. einer von A. und G. C. herausgegebenen Untersuchung „Über das Werden des jugendlich-weiblichen Gewissens“ — hätte dadurch nur gewonnen. Wir zweifeln z. B. sehr daran, ob er dann noch an die gefahrvolle Arbeit gegangen wäre, auf Grund eines einzigen vorliegenden vorliegenden Protokolls die Typenzugehörigkeit sämtlicher 165 Teilnehmerinnen zu bestimmen (nach der Typologie von Jaensch) und die Tabelle S. 227 aufzustellen. Aber auch in der gegenwärtigen Form hat das Buch seinen unbestrittenen Platz in der ohnehin schmalen Reihe der empirischen Untersuchungen zur Psychologie des Gewissens. Im 1. Teil (7—40) berichtet der Verf. darstellend und kritisch über seine Methode der Materialgewinnung: die 98 Volksschülerinnen (10.—14. Lebensjahr) sollten einen Aufsatz schreiben zu dem Thema „Was das Gewissen mir sagte“; die 67 Schülerinnen höherer Lehranstalten bzw. Werkjugendlichen schrieben über das Thema „Gewissensregungen, Gewissenskämpfe“. Im 2. Teil stellt der Verf. zunächst verschiedene Formen des Gewissens heraus (40—159). Dabei unterscheidet er Einleitungsformen des Gewissens, Gewissensformen im engeren Sinn und Abschlußformen. In einem weiteren Kapitel bespricht er die Inhalte der Gewissensvorgänge und speziell die Gewissenskonflikte, deren zahlenmäßiges Vorkommen und ihre strukturpsychologischen Aspekte (160 bis 223). An einigen Stellen würde man eingehendere Analysen wünschen, etwas

ermüdend wirkt auch die häufige Wiederholung bestimmter Fälle, die von den Jugendlichen berichtet werden. Allerdings können solche Wiederholungen nicht gänzlich vermieden werden, weil die komplexen Gewissenserlebnisse in der Analyse notwendig von verschiedenen Seiten her angegangen werden müssen. So hat der Verf., trotz der oben angedeuteten Vorbehalte, einen beachtlichen Beitrag nicht nur zur Entwicklung des Gewissens in der weiblichen Jugend, sondern auch zur Psychologie des Gewissens überhaupt geliefert.

Gilen

Brachfeld, O., Minderwertigkeitsgefühle beim Einzelnen und in der Gemeinschaft. gr. 8^o (339 S.) Stuttgart 1953, Klett. 15.80 DM. — Der aus Ungarn stammende Verf., ein Schüler Adlers (A.), jetzt Professor an der Anden-Universität von Venezuela, ist um eine „Ehrenrettung A.s“ bemüht. Er unternimmt sein Vorhaben aber nicht als kleine Verteidigung schulmäßiger Art: Das Problem der „Minderwertigkeit“ wird vielmehr in größere kulturgeschichtliche Zusammenhänge gestellt, aus dem erst A.s Bedeutung — und auch Begrenzung — verstanden werden soll. In 25 Kapiteln erörtert der Verf.: historisch-soziologische Hintergründe der Individualpsychologie; Fragen der medizinischen und psychotherapeutischen Problemgeschichte; A.s Lehre und ihre Weiterführung durch seine Schüler; die inhaltlichen und strukturellen Gegebenheiten von „Selbstwertgefühl“, „Minderwertigkeitsgefühl“, „Komplex“, „Kompensation“, „Ressentiment“; Neurose, Psychose und Verbrechen als „Großformen des Minderwertigkeitskomplexes“; das Verhältnis von Minderwertigkeitsgefühl und Sexualität; Probleme der Rassenpsychologie; Analogien im Tierreich u. a. m. — Als folgerichtige Weiterführung des Systems von A. schwebt dem Verf. eine umfassende „Sozialtheorie“ vor, deren eine Voraussetzung eine „psychosomatische Psychologie“ sein müßte. Vorerst sei die „Tiefenpsychologie“ noch viel zu ausschließlich ärztliche und psychotherapeutische Lehre und Praxis. — Der Verf. bezeichnet als ein wesentliches Ergebnis seiner Untersuchung die Erkenntnis, „daß kein Mensch ohne ein Mindestmaß an Selbstgefühl existieren kann und daß die gesündeste Weise, zu diesem Minimum zu gelangen, für den Einzelnen darin besteht, daß er harmonisch einer Gemeinschaft eingegliedert wird“ (336). „In einem geduldigen Studium des Minderwertigkeitsgefühls und in seiner weitblickenden Interpretation des Beobachteten wird A. für lange Zeit unerreichbar bleiben . . . Aber die Behauptung, daß alles in unserem Leben aus unseren Minderwertigkeitsgefühlen entspringt, hat keinen Sinn, solange wir nicht in jedem konkreten Fall unterscheiden können, welche Minderwertigkeitsgefühle am Werk sind“ (125). — Das geistvoll geschriebene Buch, hier und dort freilich mehr im Stil eines Essays entworfen, weitet den meist sehr eng gezogenen Horizont der klassischen Individualpsychologie erfreulich aus. Ob allerdings für eine so umfassende Menschenkunde, wie sie der Verf. meint, nicht doch der Ansatz A.s nach wie vor zu eingeschränkt bleibt, muß die weitere Entfaltung der vorerst nur im Umriss gebotenen Systematik erweisen. Das Kap. über Psychosen z. B. (243 ff.) legt schon die Befürchtung nahe, daß auch in der vorliegenden, sicher sehr beachtlichen Abwandlung der Grundvorstellung von A. diese noch zu wenig umfassend ist.

Trapp

Nuttin, J., Psychoanalyse et conception spiritualiste de l'homme. Une théorie dynamique de la personnalité normale. gr. 8^o (434 S.) Löwen 1950, Nauwelaerts. 140.— Fr., geb. 185.— Fr. — Nach einer orientierenden Einführung in Freuds (F.) Psychoanalyse (Ps.A.) untersucht der Verf. im 1. Teil die psychologische Bedeutung der Ps.A. Für die Beurteilung der Ps.A. als Lehre werden vor allem drei Problemkreise als bedeutsam bezeichnet: F.s weltanschaulich bedingtes Menschenbild; das Tatsachenmaterial, das der Ps.A. zugrunde gelegt wird; die Arbeitshypothesen und die psychologischen Theorien der Ps.A. Innerhalb dieses 1. Teils wird in den drei ersten Kap. des Gesamtwerkes die Ps.A. hinsichtlich ihres Charakters als Wissenschaft und Lebensanschauung beurteilt (I.), als therapeutische Methode (II.) und als tiefenpsychologische Theorie (III.) untersucht. Im 2. Teil des Gesamtwerkes entwirft der Verf. seine Theorie der Normalpersönlichkeit, die er als „Théorie dynamique“ bezeichnet. Der Verf. geht davon aus, daß der menschlichen Persönlichkeit ein Spannungsverhältnis innerhalb der seelischen Wirklichkeit wesenseigen ist (IV). Die innerseelisch wie sozial und kulturell spannungsreiche Aufgabe der persönlichen

Selbstverwirklichung des Menschen könne nicht, wie Fr. meint, von *einer* Triebkraft her verstanden werden; vielmehr müsse die Dynamik der menschlichen Persönlichkeit gesehen werden in ihrer Aufgliederung in mehrere Strebekräfte, die auf „Grundbedürfnisse“ (besoins fondamentaux) ausgerichtet sind und von der Einheit der Person her ihre zielstrebige Zusammenfassung verlangen (V). — In einem Anhang umreißt der Verf. das System der Individualpsychologie Adlers. Die sehr sorgfältig zusammengestellte Bibliographie umfaßt 23 Seiten. — Den besonderen Wert dieser ausgezeichneten Studie sehen wir in der Betonung, daß schon die Normalpersönlichkeit ein Spannungsgefüge ist und daß deshalb der Ansatz Fr.s, die *Pathologie* der Verdrängung, für ein umfassendes Menschenbild zu schmal ist (299 ff.). Dabei scheidet der Verf. klar und entschieden zwischen unbestreitbaren Erfahrungstatsachen, die Fr. erkannt hat, und den bestreitbaren Interpretationen, die er diesen Tatsachen gab (57 ff.). Anstelle eines Menschenbildes, das gezeichnet ist von der unbewußten Dynamik der „Verdrängung“, muß jenes umfassendere treten, das um die „normale“ Verpflichtung zur schöpferischen Entfaltung der Persönlichkeit (développement constructif de la personnalité) weiß (351).
Trapp

4. Ideen- und Literaturgeschichte der Scholastik

Répertoire des Médiévistes d'Europe: Mélanges de Science religieuse 11 (1954), Cahier Supplémentaire, Lille, Facultés Catholiques. — Ähnlich wie der Progress of Medieval and Renaissance Studies in the United States and Canada von S. H. Thomson gibt es nun auch für Europa ein Verzeichnis der tätigen Forscher des Mittelalters in den verschiedenen Sparten bis hin zur mittelalterlichen Kunst und Numismatik. Die Arbeit der Herausgeber — P. Glorieux und M. d'Alverny zeichnen als Leiter; Ph. Delhaye und J. Müller als Sekretäre — hat sich gelohnt. Denn es ist ein stattliches Heft von 95 Seiten geworden mit schätzungsweise 800 Namen. Neben Stellung und Anschrift ist das hauptsächliche Fachgebiet angegeben und, was sehr begrüßenswert ist, auch die Arbeiten (diesmal von 1951 bis 1952; im nächsten Jahrbuch sollen jene von 1953—1955 folgen). Dadurch erhält man zugleich einen Einblick, was in den einzelnen Gebieten gearbeitet worden ist. Die Tätigkeit ist ja so weit geworden, daß selbst der Fachmann nicht mehr alle Sparten überschauen kann, besonders da die Veröffentlichungen z. T. in Spezialzeitschriften anderer anliegender Gebiete erscheinen. Die Herausgeber bitten die Forscher um ihre Mitarbeit, damit das Jahrbuch möglichst vollständig werde: Nous ne sommes pas surpris qu'un certain nombre de médiévistes, et non des moins illustres, aient omis ou oublié de répondre à notre appel (6). So klagt das Vorwort. Und tatsächlich bedauert man, Namen wie etwa D. Van den Eynde, Balič, v. Ivánka, Hunt oder Pelster nicht zu finden. Stärker noch macht sich das Fehlen entsprechender Hinweise auf die Arbeiten geltend, wo offenbar noch mehr Forscher die Angaben nicht gemacht haben. Wir möchten daher die Bitte der Herausgeber unterstützen (Anschrift: P. Glorieux, 60 boulevard Vauban, Lille-Nord; oder M.-Th. d'Alverny, Bibl. nat., rue de Richelieu, Paris 2^e). — Noch eine Anregung. Wäre es nicht möglich, die beiden Jahrbücher von Amerika und Europa zusammen zu drucken? Das würde eine noch stärkere Hilfe sein und einen noch umfassenderen Überblick über die Veröffentlichungen geben. — Das Heft ist auch einzeln im Buchhandel erhältlich: Desclée, Paris-Tournai-Rom-New York.
Weisweiler

Bischoff, B., Wendepunkte in der Geschichte der lateinischen Exegese im Frühmittelalter: Sacris Erudiri 6 (1954) 189—281. — Der fast 100 Seiten umfassende Artikel bringt unter Benützung vielen neuen handschriftlichen Materials einen ersten Einblick in die Sonderart der frühen Kommentierungstätigkeit an den Heiligen Büchern in England und Irland sowie ihren Einfluß auf das Festland besonders seit dem 7. bis in das frühe 11. Jahrh. Bedas exegetische Tätigkeit war noch mit der persönlichen Überlieferung Theodors von Canterbury und Hadrians verbunden. Hier verweist B. auf die Spuren ihres Erbes, wie es sich im großen Corpus lateinischer Bibelglossen in der Mailänder Hs Ambros. M. 79 sup. noch eingebettet findet. Sowohl die Pentateuchglossen wie die zu den Evangelien zeichnen sich durch

besondere Kenntnis orientalischer Verhältnisse aus. So wird z. B. zu Joh 10, 3 gesagt: *Mos est orientaliū pastorū praecedere et cantare gregibus suis*. Auf der anderen Seite werden angelsächsische Münz- und Gewichtsamen erwähnt; auch berühren sich einige Erklärungen mit den Bußbüchern Theodors. Es werden nur griechische Autoritäten genannt, wobei interessanterweise die allegorischen Schriftausleger, wie Origenes und Cyrill, fehlen, so daß die antiochenische Worterklärung vorherrscht. Dabei ist auch bemerkenswert, daß zum größten Teil Werke genannt werden, von denen bisher keine alte lateinische Übersetzung bekannt ist. Bedas Werk ist also ein erster „Wendepunkt“, da er Rückkehr zur Tradition der alten lateinischen Exegese ist: „Sein Hauptanliegen war die höhere Belehrung“; daher herrschte nun die allegorische Erklärung gegenüber Theodors wissenschaftlicher vor. Neben dieser angelsächsischen Entwicklung geht die *irische*. Hier bearbeitet B. noch stärker Neuland in bisher unbeachteten Bibelkommentaren der Insel. Wie in der Hierarchie, so stützt sich auch die Wissenschaft auf das Leben der Klostersgemeinschaften. Zunächst freilich scheint es einen dichteren Austausch mit den anderen Kulturländern nicht gegeben zu haben, während einige häretische (Pelagius) und apokryphe Schriften von früher wohl wegen der relativen Abgeschlossenheit gerade hier bewahrt blieben. Die lateinische und irische Kultur gingen daher eine eigenständige Verbindung ein. Daher kann B. feststellen, daß sich eine gewisse „Familienähnlichkeit“ in all diesen Kommentaren Irlands der Zeit findet, die auch bei anonymen Werken die Zugehörigkeit zu Irland deutlich macht. Dazu gehört etwa die Benutzung des Pelagius-Kommentars, des Hebräer-Evangeliums, des Grammatikers Virgilius Maro. Inhaltlich zeichnet die Gruppe sich ab durch unbeschränkte Verallgemeinerung der Fragen nach locus, tempus, persona. Sprachlich ist bemerkenswert ‚haeret‘ als Verknüpfungspartikel oder der Beginn einer Antwort mit ‚Das ist nicht schwer‘, wie es in der altirischen Literatur aller Sparten geläufig war. ‚More‘ wird als Einführung eines Vergleiches gebraucht. Sehr oft werden endlich Worte, wie bei der Kreuzesaufschrift, in drei Sprachen gebracht, wobei Sprachlücken oft phantastisch ausgefüllt werden. Zahlen sind gern allegorisch erklärt und ausgedeutet (so etwa die Zahl 153 bei Joh 21, 11 auf 153 Arten von Vögeln und Vierfüßlern). Das lenkt über zu einer Feststellung einer besonderen Neugierde in den Kommentaren, wie sie sich in den zahlreichen Einzelfragen bemerkbar macht. Dazu bietet z. B. die Magierperikope reiche Gelegenheit. Die große Zahl der anonymen Kommentare, die B. für einen Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten feststellen konnte — darunter allein 9 Werke zu Mt — gewährt einen Einblick in eine „geradezu massenhafte Produktion“, die sich von der geringeren auf dem Festland in der Patristik wie im frühen Mittelalter deutlich unterscheidet: „Schulliteratur mit wechselnder Darbietung des ähnlichen Stoffes macht einen großen Teil dieses Schrifttums aus. Merkwürdig ist nur, daß soviel davon schriftlich fixiert wurde“ (213). Der Verf. zeigt noch, wie diese Kommentare auf dem Festland nachher Einfluß gewannen. Dafür ist schon äußerlich der beste Beweis, daß sich alle diese Überlieferungen dort befinden. Inhaltlich kann der Beweis durch die irischen Sonderideen, wie der Magierperikope, bei Paschasius Radbertus und Christian von Stablo erhärtet werden. Dabei wird aber dann ein neuer ‚Wendepunkt‘ sichtbar: „die Rückkehr zu einer schlichteren, weniger spitzfindigen und weniger pedantischen Art der Auslegung“ (220). Am Schluß läßt B. einen Katalog der hiberno-lateinischen und der irisch beeinflussten lateinischen exegetischen Literatur bis Anfang des 9. Jahrh. drucken. Dabei werden auch die handschriftlichen Angaben von Stegmüller in seinem Repertorium biblicum vielfach ergänzt und bei den einzelnen Büchern der irische Charakter an Hand der obigen Kennzeichen nachgewiesen. Es sind nicht weniger als 39 Gruppen zu fast allen Büchern der Heiligen Schrift, so daß also auch hier unsere Kenntnis reich vermehrt wird. Das wichtigste literargeschichtliche Ergebnis ist wohl die wahrscheinliche Zuteilung des ps.-hieronymianischen Markuskomentars (PL 30, 589—644) an Cummean (199 ff. und 257 ff.).

Weisweiler

Ohly, E. F., Der Prolog des St.-Trudperters Hohenliedes. Sonderdruck aus: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur. 24. Bd. 1953, 198—232. Wiesbaden, Steiner. — Diese quellenkritische Interpretation des St.-Trudperters Hohenliedes (um 1150) ist eine philologische Einzeluntersuchung, die O.s frühere For-

schungen zur Geschichte der abendländischen Auslegung des Hohenliedes bis zum Ende des 12. Jahrhunderts fortsetzt. Neu ist hier, daß Prolog und Epilog miteinander verbunden sind durch das Thema der Sieben Gaben des Heiligen Geistes. Das wird deutlich hervorgehoben durch lateinische Termini inmitten des deutschen Textes. Der Prolog führt die Seele in kunstvoll gegliedertem Aufstieg auf jene innere Höhe, die den Ausblick auf das Geheimnis mit Gott freigibt, in einer neuen Weise, deren gedankliche und dichterische Form bisher von der Forschung nicht erkannt wurde. Eine große Zahl theologischer Belegstellen aus der Patristik und der Theologie der Zeit bieten einen Beitrag zur allegorischen Exegese. Zum Schluß wird der Prolog nach den gewonnenen Prinzipien auch äußerlich sichtbar in einem neuen Druckbild geboten (228—232).

Fischer

Courtney, F., S. J., Cardinal Robert Pullen. An English Theologian of the Twelfth Century (Anal. Gregoriana, 64). gr. 8^o (XXIV u. 285 S.) Rom 1954, Pont. Univ. Gregoriana. — Das Sentenzenwerk des Robert Pullus ist mit seinen vielen Sonderlehren noch immer ein vielfaches Rätsel. Es war daher gut, daß C. eine Gesamtuntersuchung des Lebens, Werkes und vor allem der Lehre uns schenkte. Aus dem Lebensabriß ist vor allem bemerkenswert, daß Robert vor seiner Lehrtätigkeit zu Oxford (c. 1133—1138) doch vielleicht auch Lehrer in Exeter war. Die Vermutung von Fr. Pelster in Schol 12 (1937) 241, daß er erst 1139 Archidiakon von Rochester wurde, konnte C. bestätigen. Er wurde es unter Bischof Johann von Séz (1139—1142). 1142 wird Robert Nachfolger Gilberts Porreta in Paris auf dem Lehrstuhl der Kathedralschule, wo ihn Ende des Jahres oder Anfang des folgenden Bernhard von Clairvaux gegen die Forderung seines Bischofs zur Rückkehr auf sein Archidiakonat in Schutz nahm, da er in Paris wegen seiner gesunden Lehre („sane“) notwendig sei. Als Kardinal und Kanzler unterzeichnet er von Januar 1145 bis September 1146; im Dezember ist er bereits gestorben. Wann sind nun die Sentenzen geschrieben? C. entscheidet sich für den Pariser Aufenthalt 1142/44. Der Grund liegt in dem von ihm festgestellten Eingehen auf die Streitigkeiten um Abaelard und Gilbert Porreta. Damit aber stehen wir bereits im 3., ausführlichen Teil der Arbeit, der Untersuchung seiner Lehre. C. folgt dabei im allgemeinen dem Sentenzenwerk: Gottes Existenz und Wesen, Gottes Wille und Prädestination, Allmacht und Vorsehung, Gott und die Sünde, Dreifaltigkeit, Schöpfung und Erbschuld, Christus, Gnade, Sakramente, Kirche und Staat und endlich die Eschatologie. Dabei ergeben sich äußerst wichtige Daten. Die so oft besonders seit Hauréau behauptete Abhängigkeit von Abaelard zerfließt in eine Auseinandersetzung mit ihm, freilich unter guter Kenntnis der Schriften Abaelards. So vor allem in der Frage der Allgegenwart Gottes. In einer ganzen Reihe von Problemen, wie Trinitätslehre oder Konstitution der menschlichen Natur aus Körper-Geist-Suppositum, kämpft Robert auch gegen Gilbert. Die Abhängigkeit von der Schule Anselms von Laon und Wilhelms von Champeaux ist dabei deutlich, aber nie wörtlich und auch nicht so eng wie etwa bei Hugo von St. Viktor. Der Einfluß auf den Lombarden erscheint uns weniger deutlich, da es nicht festzustehen scheint, daß der Lombarde immer gerade Pullus meint oder eine ähnliche Lehrrichtung. Dabei soll in Sonderlehren dieser Einfluß nicht gelegnet werden. Dafür war Pullus ein zu bedeutender Lehrer zur Zeit des Lombarden in Paris. Auffallend ist der Abstand von Hugo von Sankt Viktor in allen Einzelausführungen zu den evtl. gleichen Fragen. Das bemerkt auch C.: He stood, it would appear, somewhat apart from all of them (Hugo, Abaelard, Gilbert), although on the whole closer to Hugh of St. Victor than to either of the others (279). Aber gerade dieser Abstand auch von Hugo macht es mir weniger wahrscheinlich, daß Pullus sein Hauptwerk in Paris schrieb. Ich habe keinen einzigen typischen Hinweis auf Hugos Eigenlehren oder ihre Begründung gefunden. Damit stände Robert ganz außerhalb des Pariser Kreises seiner Zeit. Daher dürfte es doch wahrscheinlicher sein, mit Pelster (a.a.O.) anzunehmen, daß das Buch bereits in England geschrieben wurde, wo man enge Verbindung mit Paris hatte. Das würde auch das Fehlen der Benutzung von Hugos *De sacramentis* (c. 1135) gut erklären. Natürlich können Zusätze auch noch später in Paris gemacht worden sein. — Die Darstellung der Lehre Roberts durch C. ist sehr gut. Der mehr spekulative Charakterzug tritt deutlich hervor, ebenso die wissenschaftliche Eigenart in den Einzel-

lehren. Es sei vor allem genannt die weit vorgetriebene Spekulation über Allmacht und Übel, über Gottes Liebe und Gerechtigkeit, über die Relationen der drei göttlichen Personen (hier lehrt er u. a. den Ausgang des Heiligen Geistes aus zwei Prinzipien) oder über die Erbsünde. In letzterer hat auch Dom Lottin bereits die augustinische Linie nachgewiesen. Robert lehnt es aber ab, die Konkupiszenz, in der alle empfangen werden, Erbsünde zu nennen. Von letzterer will er die ‚naturalis‘, im Gegensatz zur ‚actualis‘, unterschieden wissen, damit keine zwei Erbsünden eingeführt werden. Ähnlich wie Anciaux bemerkt auch C. für die Bußlehre die frühe Anwendung des Ausdrucks ‚absolutio‘ und die Deutung der Schlüsselgewalt als Heilung der Seelenwunden. Hier folgte ihm Odo von Ourcamp und Stephan Langton. Ersterer zitiert Robert auch ausdrücklich bei der Erklärung der Schlüssel, ebenso auch Petrus Cantor. Solche Zitate sind relativ häufig und belegen die Bedeutung Roberts auch für die kommende Zeit. Ich möchte noch eines aus dem Sentenzenwerk des Clm 7701, fol. 22 beifügen: *Dicit decanus, quod panis convertitur in corpus Christi sed non in Christum et admittenda sunt ista verba: fit, convertitur, mutatur. Hoc habemus ex auctoritate. Sed hoc invenit magister Rubertus pullus et ei contulit inventor auctoritatem.* So gibt das gut gearbeitete Buch vielerlei Anregungen und Aufschlüsse.

Weisweiler

Doucet, V., O.F.M., *Commentaires sur les Sentences, Supplément au Répertoire de M. Frédéric Stegmüller.* gr. 8^o (128 S.) *Ad Claras Aquas Florentiae* (Quarachi) 1954, Collegium S. Bonaventurae 800.— L. — All jene, die sich mit den mittelalterlichen Kommentaren zu den Sentenzen des Lombarden beschäftigen, sind heute so gut gestellt, wie man es vor einigen Jahrzehnten nicht einmal ahnen konnte. Man vergleiche nur, was Ehrle (Zur Enzyklika Aeterni Patris, Rom 1954, 139—146) über die Plage der Anonymität und die Schwierigkeit des Auffindens der Hss gesagt hat. Man hat durch das Chaos der Anonyma und durch die Unmenge der über ganz Europa — und jetzt auch Nordamerika — zerstreuten Hss sichere Führer. Nachdem F. Stegmüller sein unter zahllosen Mühen und Schwierigkeiten entstandenes *Repertorium Commentariorum in Sententias Petri Lombardi* schon in 2. Auflage 1947 herausgeben konnte, wirft nunmehr D., wie er sagt, noch wenige Ähren — in Wirklichkeit sind es sehr reiche — auf den schon schwer beladenen Wagen. Er hat den richtigen Weg eingeschlagen. Sein Werk folgt Schritt für Schritt den Angaben Stegmüllers, deren entsprechende Nummer bei den Zusätzen stets angegeben wird. Man muß notwendig beide Werke zur Hand haben. — Worin bestehen die Ergänzungen? Einmal sind die Incipit der einzelnen Bücher vielfach ausführlicher angegeben, als dies Stegmüller bei der 1. Aufnahme möglich war; hie und da finden sich auch einige Verbesserungen. Vor allem aber ist eine Fülle von neuen Hss eingeführt. Naturgemäß sind es besonders, aber durchaus nicht ausschließlich, Hss von Franziskanerautoren. Und nicht nur dies, wir finden auch eine Reihe von bisher unbekanntem Kommentatoren; sie werden zu der entsprechenden alphabetischen Nummer mit dem Zusatz a eingeführt, z. B. 255a Godofridus Anglicus, 317a Henricus Fuller de Hagenau. Sehr dankenswert sind auch Zusätze und nähere Bestimmung einiger von Stegmüller genannten Hss sowie die Angaben über Literatur zu den betreffenden Stücken. Verwiesen sei z. B. auf das so schwierige Kapitel der *Abbreviationes Bonaventurae*, das noch einiges über die umfassenden Mitteilungen von Alszeghy in Greg 1947 bietet, oder auf die Bestimmung des Ps.-Eckhard in Cod. 491 Brugge als eines Kommentars des englischen Dominikaners Wilhelm von Macclesfield. Der liber propugnatorius des Thomas Anglicus O.P. hätte m. E. ohne Gefahr des Irrtums als Werk des Thomas von Sutton aufgeführt werden dürfen. — Zum Schluß folgt noch, geordnet nach Bibliotheken, ein langes Verzeichnis von Anonyma, unter anderen auch Cod. A 913 des Archigymnasium in Bologna mit den vielen Namen aus der Zeit des beginnenden 14. Jahrhunderts. Ein vollständiges Verzeichnis der Initia in alphabetischer Reihenfolge fehlt natürlich nicht. Ich darf wohl sagen, daß jeder, der über einen Sentenzenkommentar arbeitet oder sich näher unterrichten will, zuerst die Verzeichnisse von Stegmüller und Doucet zur Hand nehmen muß. Bei dieser Gelegenheit sei auch hingewiesen auf das noch immer sehr wertvolle:

Maîtres de Paris. Supplément au Répertoire des maîtres en théologie de Paris au XIII siècle de M. le chanoine P. Glorieux des gleichen Verfassers (ArchFrancHist 27 [1934] 531—564).
Pelster

Aristoteles Latinus, t. 4, 2 (Corpus Philosophorum Medii Aevi Academia-rum consociatarum auspiciis et consilio editum): *Analytica Posteriora*. Translatio anonyma. Ed. L. Minio-Paluello. gr. 8^o (XIV et 111) Bruges-Paris 1953, Desclée de Brouwer. — t. 33: *De Arte Poetica*. Guillelmo de Moerbeke Interprete. Ed. † E. Valgimigli. Reviserunt praefatione indicibus instruxerunt A. Franceschini et L. Minio-Paluello. gr. 8^o (XIX et 77) Bruges-Paris 1953, Desclée de Brouwer. — Nachdem in den letzten Jahrzehnten, so schreibt der hervorragende Kenner des sehr verwickelten Problems mittelalterlicher Aristotelesübersetzungen M. Grabmann (Mittelalterliches Geistesleben, II, 66), die Forschung sich sehr eindringlich um die literarhistorischen Fragen über Aristotelesübersetzungen, Aristotelesüberlieferungen und Aristotelesbenutzungen abmühte, kann nun eine kritische Gesamtausgabe der mittelalterlichen lateinischen Aristotelesübertragungen veranstaltet werden. Auf diesen Voraussetzungen bauen vorliegende kritische Ausgaben der nach griechischer Vorlage erfolgten Übertragungen auf. Die griechische Vorlage sowohl für die Übertragung der Poetik (XII) wie der Anal. Post. (XII) ist nicht mehr vorhanden. In beiden Einleitungen finden sich Angaben über die Codices, ihre Überlieferungsgeschichte, ihr gegenseitiges Verhältnis und über die Grundsätze der Textgestaltung. Beide Editionen besitzen einen Index verborum latino-graecus und Index verborum graeco-latinus. — In der Frage nach dem Übersetzer der Anal. Post. dürfte auch heute das Wort von B. Geyer (PhJb 41 [1928] 338—340) noch beachtet werden: „Die Frage, wer der Urheber dieser Übersetzung ist, insbesondere ob Burgundio von Pisa in Frage kommt, läßt sich nur durch eine Vergleichung der Übersetzungsweisen beantworten, die eine eigene Aufgabe darstellt und die ich dem Philologen vom Fach überlassen möchte.“ Im Falle der Poetik heißt es in der Praefatio (XVIII, XIX): Laurentius Minio-Paluello translationem non anno MCCX vel MCCXLVIII, ut antea a doctis viris putabatur, sed anno MCCLXXXVIII peractam esse certis rationibus demonstravit, eamque primus, convertendi ratione penitus perspecta, Guillelmo tribuit (vgl. auch: L. Minio-Paluello, Guillelmo de Moerbeke traduttore della Poetica di Aristotele (1278): RivFilNeoscol 1947, 17, letzter Abschnitt). — Für die Textgestaltung solcher Editionen ist die Zusammenarbeit des klassischen Philologen, Mediävisten und Orientalisten dringend erforderlich. Dem Urteile des Orientalisten wird man es überlassen müssen, ob seine wissenschaftlichen Erkenntnisse in der Textgestaltung der Poetik genügend Verwendung fanden. Für die Beurteilung der Textgestaltung der Anal. Post. sei auf folgende Worte der Praef. XII hingewiesen: Sed syro-arabica interpretationem (saec. X), arabico-latinam Gerardi (saec. XII), arabico-hebraicam Calonymi (saec. XIV), hebraico-latinas (saec. XVI) Abrahami Balmes, Mantini, Buranae nemo cum graecis textibus comparavit, et valde dolemus versionem arabicam prelo excussam ad nos pervenisse postquam opus hoc nostrum confectum erat.

Ennen

Müller, I. F., O. S. B., Le Correctorium Corruptoris ‚Quaestione‘, Texte anonyme du ms Merton 267 (Studia Anselmiana, 35). gr. 8^o (IX u. 160 S.) Rom 1954, Herder. — Der Herausgeber dieses Correctorium ist bereits durch Veröffentlichung des Correctorium ‚Circa‘ des Johannes von Paris und des von Rambertus dei Primate verfaßten Apologeticum veritatis bestens bekannt. Er läßt nunmehr die 30 Artikel eines anonymen Correctorium in Cod. 267 Merton College Oxford folgen, so daß die Herausgabe dieser Lehrdifferenzen zwischen Thomas und der Franziskanerschule sich dem Ende zuneigt. Es fehlt noch das wichtige Correctorium ‚Sciendum‘ des Robert von Orford, dessen Ausgabe P. Glorieux seit Jahren versprochen hat, aber an deren Ausführung er wohl durch andere Aufgaben verhindert wurde. Ein anderes kleines Werk, das erste Correctorium des Wilhelm de la Mare, ‚Declarationes‘ genannt, das gleichfalls seit langem von mir angekündigt war, wird noch in diesem Jahr in Aschendorffs Opuscula et Textus erscheinen. — Das Correctorium ‚Quaestione‘ ist unvollständig, behandelt aber gleichwohl wichtige Kontroverspunkte, wie z. B. die Natur und Erkenntnis der Engel, Fragen, die auf die Natur und Erkenntnis der

Menschen hinübergreifen, ferner die göttliche Erkenntnis des Kontingenten, die Möglichkeit einer ewigen Welterschöpfung, die Individuation bei den Engeln. Der Verfasser schließt sich in seiner Widerlegung Mares eng an Thomas an, wie M. in zahlreichen Verweisen hervorhebt. Er ist sicher ein englischer Dominikaner. Dies zeigt schon die Bibliotheksheimat, der Schriftcharakter wenigstens der ersten Hand — die englische Buchschrift jener Zeit weicht kaum von der kontinentalen ab — und eine stilistische Eigentümlichkeit des englischen Lateins: gewisse Hilfsverben wie *posse*, *debere* verbinden sich gern mit dem Infinitiv des Perfekts, wo im Lateinischen sonst das Präsens steht. Das Gleiche fand ich bei Heinrich von Harclay. Der Name selbst bleibt einstweilen unbekannt. Falls der für englische Autoren nicht sehr zuverlässige Stamser Katalog recht hätte, so käme als einziger Wilhelm von Macclesfield in Betracht. Ein Vergleich der ziemlich ausgeprägten Stileigentümlichkeiten des Anonymus mit jenen von Macclesfield ist mir zur Zeit nicht möglich. Der Text selbst, wie auch ein Vergleich mit Photographien der Hs zeigte, ist mit großer Sorgfalt ediert und mit Angabe der Zitationen versehen. — Zum Schluß eine Anregung. Es gibt nicht nur *Correctoria*, oder wie man sie sonst nennen will, des Wilhelm de la Mare, sondern auch solche der Schriften des Aegidius, des Heinrich von Gent, des Duns Scotus, Durandus, Jacob von Metz, ja selbst des Aureoli. Nur die Kritik des Durandellus und jene Jakobs sind von J. Koch ausführlich behandelt. Über jene des Aureoli durch Raymundus Bequini O. P. machte ich einige Angaben im letzten Heft der *FrancSt.* Hier liegt ein weites Arbeitsfeld vor uns, dessen Bebauung viel zur näheren Charakterisierung der Autoren beitragen kann.

Pelster

Roos, H., Zur Abfassungszeit von Meister Eckharts Trostbuch. Sonderdruck aus: *Orbis Litterarum*. 9. Bd. 1, 1954, 45—59. — G. Théry hatte in den *Mélanges Joseph de Ghellinck* II (1951) als Abfassungszeit für Eckharts Trostbuch die Zeit zwischen 1308 und 1311, also vor dem zweiten Pariser Aufenthalt angesetzt. R. möchte nach seinen früheren Darlegungen (1932) und denen L. L. Hammerichs (1931) lieber 1314 als Jahr der Abfassung angesehen wissen. Wiederum macht R. aufmerksam auf die Lehre vom *actus reflexus* der *beatitudo* in der damaligen Theologie, ein Argument, das seine Beweiskraft noch nicht verloren zu haben scheint. In der neuen kritischen Ausgabe der Deutschen Werke (5. Bd. 131 Anm. 47) lehnt J. Quint den Datierungsversuch R.s als nicht überzeugend ab.

Fischer

Schmoldt, B., Die deutsche Begriffssprache Meister Eckharts. 8^o (119 S.) Heidelberg 1954, Quelle & Meyer. 8.50 DM. — ‚Studien zur philosophischen Terminologie des Mittelhochdeutschen‘ nennt S. seine Arbeit, in der er sich das Ziel setzt, den mittelhochdeutschen philosophischen Wortschatz Eckharts durch den lateinischen zu erklären. Die große Zahl der Parallelstellen in den Anmerkungen der Eckhartausgabe rechtfertigt vollkommen die Auffassung, daß hier der gleiche Eckhart spricht und daß erst aus beiden, dem lateinischen und dem deutschen Werk, ein und derselbe Meister zu verstehen ist. Die Methode S.s ist also vollkommen berechtigt. Nur wenige Termini hat S. ausgewählt, die an sich schon sehr verschiedenen Sphären angehören, aber auch im System von ganz verschiedenem Rang und Wert sind. Im wesentlichen konzentriert sich die Auswahl auf die Begriffe des Erkennens, ‚bekanntnisse‘ und ‚vernünfticheit‘; ‚wesen‘, ‚grunt‘, ‚bilde‘ werden getrennt für sich behandelt, während so wichtige Begriffe wie ‚glích‘, ‚glícheit‘ sicher zu knapp besprochen werden. Die Kennzeichnung der Termini ‚ein‘, ‚einicheit‘, ‚einunge‘, ‚einvalticheit‘ (34—41) würde eher eine Monographie erfordern. Und damit zeigt sich auch die Grenze einer solchen lexikalischen Betrachtungsweise: Man wird nicht vom einzelnen Wort und seiner Verwendung zum Zusammenhang des Ganzen kommen, auch nicht auf dem Umwege über Thomas. Eine andere Schwierigkeit, die der Mehrdeutigkeit und Transparenz der Wörter nämlich, deutet S. selbst an: Die scholastische und die mystische Denkweise und Sprachgebung werden nicht übereinstimmen (13). Auch darf nicht das literarische Genus von *Quaestio*, exegetischem Kommentar und deutscher Predigt ganz vernachlässigt werden. S. ist vorsichtig genug, nicht apodiktische Feststellungen zu treffen, wenn er z. B. bemerkt: ‚„geist“ ist ein Terminus, der sich wie ‚gemüet‘ einer eindeutigen normativen Definition

entzieht“ (41). Da die Texte noch nicht alle vorliegen, sind Korrekturen wahrscheinlich. Leider sind die Stellenangaben nicht immer genau.

Fischer

Schäfer, Od., O. F. M., *Bibliographia de Vita, Operibus et Doctrina Johannis Duns Scoti Doctoris Subtilis ac Mariani saec. 19—20. 8^o (223 S.) Romae 1954*, Herder. — Es waren schon früher Anfänge einer Bibliographie des Duns Scotus erschienen, so Ventanni di Studi Scotisti (1920—1940) von E. Bettoni, Milano 1943 und die *Lineamenta Bibliographiae Scotisticae* von U. Smeets, Roma 1942. Schäfer hat das in den *Lineamenta* Begonnene fortgesetzt und aufs glücklichste vollendet. Sein Werk ist bei der in vielen Büchern und Zeitschriften zerstreuten Literatur über Scotus ein unentbehrliches Hilfsmittel. Es sind 4506 Nummern gesammelt. Der Verf. führt auch die mehr populäre Literatur an. Das ist durchaus gut; denn neben manchem wissenschaftlich Wertlosen steckt in ihr auch viel Wertvolles. Ferner finden wir auch viele Schriften, die einzelnes über Scotus enthalten, was bei dem allgemeineren Titel leicht übersehen wird. In den Anmerkungen stehen manche nähere Hinweise auf den Inhalt, oder es werden wichtige Besprechungen angeführt. Sehr dankbar muß man dafür sein, daß Schäfer die Schriften mancher Autoren, die sich eingehend mit Scotus oder Skotisten befaßten, zusammengestellt hat. Ich nenne, um nur einige Beispiele zu geben: Balić, den Präsidenten der Scotus-Kommission, Barth, Belmont, Longpré, die Artikel über Scotus in den verschiedenen Enzyklopädiën, Klein, Gilson, Heynck, Minges. Sch. gibt auch einen vollständigen Elenchus der Ausgaben. Ein Namen- und Sachregister erleichtert das Auffinden der einzelnen Stücke. Die Siglen für die Abkürzungen sind ein Muster, wie man sachgemäß kürzen kann, ohne in für den gewöhnlichen Sterblichen unverständliche Buchstabenrätsel zu verfallen. Es wird bei der aufgewandten Sorgfalt schwer sein, Fehlendes anzugeben. Zwei Kleinigkeiten fielen mir auf. Fr. Ehrle befaßt sich in seinem großen Kommentar zur Enzyklika *Aeterni Patris* (Neue Ausgabe, Zur Enzyklika ‚Aeterni Patris‘. Text und Kommentar, Roma 1954, Edizioni di Storia e Letteratura) auch mit Scotus und seiner Anerkennung im Franziskanerorden; in den Mitteilungen für die Präses des Kolpingwerkes, Köln 1954, finden sich interessante Angaben über die Grabeskirche von Scotus (Köln, Minoriten) und über die Eröffnung des Schreines mit den Reliquien am 14. Mai 1954, die vor der Zerstörung der Kirche glücklich gerettet wurden. — Der Verf. kann des Dankes vieler gewiß sein. Ein anderer Band mit der Bibliographie von 1300 bis 1800, wo unter anderem die großen Kommentare der Skotisten aufgeführt werden, soll das Werk abschließen.

Pelster

William Ockham, *Summa Logicae*, ed. by Ph. Boehner, O.F.M. Pars Prima. 8^o (XIV u. 214 S.). Pars Secunda et Tertiae Prima. 8^o (246 S.) St. Bonaventure N. Y. 1951 u. 1954, The Franciscan Institute (Auslieferung in Deutschland: Schöningh, Paderborn). — Die Verdienste Ockhams um die Weiterentwicklung der Logik sind in den letzten Jahren oft hervorgehoben worden. Die Texte selbst aber waren schwer zugänglich, da die letzte Ausgabe der *Summa Logicae* 1665 in Oxford gedruckt worden ist. So wird man für diese neue Ausgabe dankbar sein. Sie beruht auf 30 der vorhandenen 50 Handschriften; acht davon sind noch zu Lebzeiten Ockhams entstanden. In der Einleitung zählt B. die Handschriften der *Summa* auf. Dann untersucht er die Echtheitsfragen. Die Zweifel Prantls an der Echtheit des Traktats *De obligationibus* und einer Reihe von Kapiteln sind willkürlich. Die Kapitel-Überschriften stammen allerdings nicht von Ockham selbst; im übrigen aber können auf Grund der Handschriften ernstliche Zweifel höchstens betreffs des 51. Kap. des 1. Buches erhoben werden, in dem die Auffassung des Aristoteles über die Realität der Beziehungen erörtert wird — sachlich durchaus im Sinne Ockhams. Als Datum der Vollendung des Werkes nimmt B. die Zeit zwischen 1324 und 1327 an. — Der Inhalt des 1. Teils ist die Lehre von den Termini; in diesem Zusammenhang kommen auch ontologisch bedeutsame Fragen, wie die nach der Realität des Allgemeinen (c. 14—17) und die Kategorienlehre (c. 40—62), namentlich die Lehre von den Relationen (c. 49—54), ausführlich zur Sprache. Für die Logik bedeutsamer ist die Suppositionslehre (c. 63—77). Der 2. Teil bringt die Lehre vom Satz, der 1. Unterteil des 3. Teils die allgemeine Lehre vom Schluß. Auffällig ist in beiden Teilen die starke Berücksichtigung der Modalitätenlogik. Nicht weniger als 45 der 68 Kapitel des 3. Teiles behandeln die Fragen nach der

Modalität des Schlußsatzes in Schlüssen mit zwei modalen Prämissen oder einer modalen und einer nicht modalen Prämisse. Die verschiedenen Kombinationen von Modalitäten werden durch die drei aristotelischen Schlußfiguren hindurch abgewandelt. — Der deutsche Preis ist 9.— und 9.50 DM. de Vries

Thomas de Vio, Cardinal Cajetan, *The Analogy of Names and the Concept of Being*. Literally translated and annotated by E. A. Bushinski C. S. Sp. in Collaboration with H. J. Koren C. S. Sp. (Duquesne Studies, Phil. Ser. 4). gr. 8^o (VIII u. 93 S.) Pittsburg 1953, Duquesne University Press. 1.50 Doll.; geb. 2.25 Doll. — Wenn man bedenkt, daß die Frage nach der Beschaffenheit des Seinsbegriffs — Analogie oder Univozität — zum Angelpunkt der ganzen Auseinandersetzung zwischen Thomismus und Nominalismus am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit geworden ist, so versteht man, daß der vorliegende Traktat Cajetans für das Studium des Thomismus höchste Bedeutung hat. Denn in ihm hat der große Kommentator des hl. Thomas im Anhang seines Kommentars zur Schrift des Aquinaten De ente et essentia noch einmal seine Auffassung von dem analogen Charakter des Seinsbegriffs zusammengefaßt. Er stellt somit eine der wichtigsten Darstellungen eines Zentralpunktes des thomistischen Systems dar, die auch heute noch, wo das Problem der analogia entis wieder in seiner ganzen philosophischen Bedeutung erkannt worden ist, ihren besonderen Wert hat. Es ist ein erfreuliches Zeichen für die aufstrebenden thomistischen Studien in Amerika, daß dieser Traktat jetzt in einer sehr brauchbaren englischen Übersetzung mit vielen Belegen aus den Schriften des hl. Thomas — und auch des Aristoteles, soweit sie von Thomas kommentiert wurden — erläutert und mit einer Einleitung versehen vorgelegt wird. Was man noch wünschen könnte, wäre nur, daß die Einleitung sich nicht so auf die äußere Geschichte des Verfassers und des Werkes beschränkte, sondern die Schrift auch historisch in die Auseinandersetzung mit dem Nominalismus hineinstellte. Das würde nur dazu beitragen, auch die Gegenwartsbedeutung des Werkes verständlich zu machen und die Fäden aufzuzeigen, die den Nominalismus mit vielen modernen Denkrichtungen verbinden. So würde letztlich auch der philosophische Gehalt des Werkes erläutert. Was S. 6 dazu gesagt wird, ist unzureichend. v. Ivánka

Maier, Anneliese, *Internationale Beziehungen an spätmittelalterlichen Universitäten*. Sonderdruck aus Beiträge zum ausländischen öffentlichen Recht und Völkerrecht. Heft 29, Völkerrechtliche und Staatsrechtliche Abhandlungen, Köln-Berlin 1954, 205—221. — Die Verfasserin bringt in dieser Arbeit eine Anzahl von höchst wichtigen Tatsachen und Anregungen zur Geistes- und zumal Philosophiegeschichte des MA. Ich kann hier nur auf einige Punkte hinweisen. Wie kam es, daß auch im späteren MA trotz allem Trennenden noch eine solche Einheit der Wissenschaft bestand? Mit Recht hat man auf den internationalen Charakter der Studentenschaft hingewiesen. Es ist aber nicht das einzige. Wie verbreiteten sich neue Lehren und Strömungen fast mit Blitzesschnelle an den verschiedensten Stellen des Kontinents? Es waren nicht so sehr die Hss die unmittelbaren Träger. M. macht hier einige gute Bemerkungen über stationarii, peciae, Schwierigkeiten des Bucherwerbs. Die Verbreitung erfolgte oft viel schneller durch den lebendigen Verkehr. Ockham kennt in Oxford noch im selben Jahr eine in Paris neu erfundene Theorie. Den Verkehr zwischen Oxford und Paris kann man sich kaum eng genug vorstellen (vgl. z. B. Orford, Scotus, Harclay). Der Averroismus kam sehr früh durch Gentile da Cingoli von Paris nach Bologna. Wilhelm von Alnwick, englischer Franziskaner, lehrte auch in Bologna und polemisiert dort nicht nur gegen den Pariser Averroismus, sondern auch gegen Ansichten seines Landmanns Thomas von Wilton. Für die Theologie mußte einmal der Einfluß der von einem Studium zum anderen wandernden Mitglieder der Bettelorden untersucht werden. Walter Burley bringt die philosophisch-mathematischen Eigenlehren der Mertonenses, vor allem des Bradwardine, nach Bologna. Buridan und Oresme dringen durch Albert von Sachsen und Marsilius von Inghen in die neugegründeten deutschen Universitäten ein, indirekt wohl durch Blasius von Parma nach Italien. Marsilius selbst hat recht wahrscheinlich einige Jahre in Pavia gelehrt. — Es ist das Verdienst der Verfasserin, diese weitreichenden Beziehungen und den wissenschaftlichen europäischen Geist auch auf ihrem Gebiete aufgedeckt zu haben. Sie gibt dadurch Anlaß zu fruchtbaren weiteren Forschungen. Pelster